

Keine Angst vor echten Tränen. Die Erforschung von Trauer als methodologische Herausforderung

Matthias Meitzler

»Es gibt Eingeweihete auf dem Feld der Tränen,
die nie tatsächlich geweint haben.«

(Cioran 1988: 32)

Die nachfolgenden Ausführungen bieten eine Darstellung und Reflexion der methodischen Vorgehensweise, die der vorliegenden Forschungsarbeit zugrunde liegt. Neben einer Auseinandersetzung mit der empirischen Ergründbarkeit von Trauer im Allgemeinen und der Frage nach einem adäquaten Feldzugang liegt das Augenmerk insbesondere auf den Herausforderungen und Unwägbarkeiten, die sich dem empirischen Sozialforscher stellen, wenn er Menschen in einer Interviewsituation zu ihren Trauererfahrungen befragt. Damit werden verschiedene Problematiken tangiert, die während des Forschungsprozesses immer wieder aufgetreten sind – und die in der deutschsprachigen Methodenliteratur bislang noch wenig beleuchtet wurden.

Die Rekonstruktion von Trauer(handlungen)

Möchte man ein gesellschaftliches Phänomen empirisch ergründen, so stellt sich zu Beginn die Frage, welche Voraussetzungen dieses Unterfangen mit sich bringt und welches *Forschungsdesign* notwendig ist. Welcher (Teil-)Ausschnitt der sozialen Wirklichkeit soll unter welchen theoretischen Vorzeichen, mit welchem Erkenntnisinteresse und mit welcher Fragestellung zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden? Welche Datensorten sind für die Beantwortung der Forschungsfrage von Bedeutung – und welche Methoden erscheinen hilfreich, um an diese Daten zu gelangen?

Es bedarf der ausdrücklichen Betonung, dass der Einsatz sozialwissenschaftlicher Methoden alles andere als beliebig und weit mehr als eine Ge-

schmacksfrage ist (vgl. Reichertz 2016: 32). Denn nicht jede Methode ist gleichermaßen dazu geeignet, zufriedenstellende Antworten auf eine spezifische Frage zu geben, nicht jede Methodenkombination ist sinnvoll, und generell ist keine Methode die *ultima ratio* für sämtliche Forschungsprobleme. Aus diesem Grund steht die endgültige Wahl der methodischen Verfahren häufig nicht schon am Anfang einer Forschungsarbeit unumstößlich fest; vielmehr ist sie das Ergebnis von Reflexionsprozessen, bei denen diverse Herangehensweisen hinsichtlich ihrer Effektivität, Passgenauigkeit, Reichweite und Grenzen gegeneinander abgewogen und erprobt werden (müssen).

Dass der Entschluss für oder gegen eine bestimmte Methode von den spezifischen Anforderungen des anvisierten Forschungsbereichs abhängt, erscheint insofern plausibel, als unterschiedliche Methoden das Thema in unterschiedlicher Weise durchdringen, dabei unterschiedliche Facetten adressieren und letztlich auch zu unterschiedlichen Daten führen. Um in dieser Hinsicht Klarheit zu gewinnen, ist es zunächst wichtig, seinen Untersuchungsgegenstand genau zu definieren, ihn also von all dem unterscheidbar zu machen, was *nicht* Teil davon ist. Übertragen auf das Forschungsujet dieser Arbeit muss also präzisiert werden, welches Verständnis von Trauer vorliegt (siehe den Beitrag von Thorsten Benkel in diesem Band) und, daran anschließend, auf welchem Weg Trauer sich *operationalisieren*, d.h. fassbar, beobachtbar und somit erforschbar machen lässt.

Tatsächlich kann nämlich nur ein Teil dessen, was Trauer ausmacht, mit sozialwissenschaftlichen Mitteln erfasst und analysiert werden. Stark vereinfacht lässt sich in diesem Zusammenhang unterscheiden zwischen *a*) einer *Erlebniskomponente*, also all dem, was »im Kopf« von Trauernden stattfindet, und *b*) einer *Handlungskomponente*, also all dem, was sich in beobachtbaren Handlungen und deren Resultaten manifestiert.¹ Bei einem explizit soziologischen Erkenntnisinteresse ist die Erlebniskomponente, die Innenperspektive des Subjekts, verständlicherweise mit erheblichen Problemen verbunden. Nicht das, was sich in den Gedanken eines Menschen aktuell abspielt oder zum Zeitpunkt des Verlusterlebnisses abgespielt hat, ist für den Forschenden registrierbar, sondern immer nur das, was auf un-

1 Diese Unterscheidung erfolgt in bewusster Abgrenzung zu der Auffassung Max Webers, für den auch Denken – als »inneres Tun« – eine Form von Handeln ist (Weber 1976: 1).

terschiedliche Weise ausagiert und ausgesprochen wird und dadurch eine greifbare Gestalt erhält (dies ist die Handlungskomponente).²

Doch nicht alles, was Menschen im Anschluss an den Verlust einer nahestehenden Person tun, tun sie in der Absicht, dabei von Außenstehenden, noch dazu von fremden Personen, beobachtet zu werden. Folglich bedarf es noch einer weiteren Differenzierung zwischen *a*) Trauer, die ausschließlich im Privatbereich, d.h. unter Suspendierung fremder Blicke artikuliert wird, und *b*) Trauerhandlungen, die an öffentlichen Orten stattfinden.³ Die Spuren, die Letztere hinterlassen, können (oder: sollen?) mitunter auch von denjenigen gelesen werden, die am Trauergeschehen zunächst unbeteiligt sind – und spätestens hier kann die Sozialwissenschaft ins Spiel kommen. Gemeint sind sämtliche Formen der öffentlichen (verbalen wie nonverbalen) Trauerbekundung, z.B. im Internet (Benkel 2018c; Thimm/Nehls 2017), in der Tageszeitung (Möller 2009), an Unfallorten (Aka 2007) oder auf dem Friedhof (Benkel 2012; Benkel/Meitzler 2013; dies. 2015; Meitzler 2016).

Die Analyse von Grabstätten, um das letzte der genannten Beispiele herauszugreifen, bildet demnach eine mögliche Herangehensweise bei der empirischen Erforschung von Trauer. Gräber und ihre sichtbaren, d.h. oberirdischen Bestandteile werden dabei als Artefakte betrachtet, die hinsichtlich der ihnen zugrunde liegenden Praktiken, Beziehungen, Erwartungen, Absichten, Normen, Ordnungen etc. genauer untersuchbar sind (Lueger/Froschauer 2018). Grundlegend hierfür ist die Annahme, dass Dinge eben nicht einfach nur Dinge sind (Blumer 2013), sondern sowohl bezüglich ihrer Herstellung wie auch ihrer Verwendung auf unterschiedliche Weise mit sozialen Handlungen verknüpft sind. Über Letztere bzw. über den dahinter verborgenen Sinn können sie spannungsreich Aufschluss geben – und als empirische Ressource damit Relevanz für die Beantwortung

-
- 2 Im anglophonen Sprachraum gibt es diesbezüglich die Differenzierung zwischen *grief* und *mourning*. Während *grief* für das psychologische, subjektive Trauererleben steht, bezieht sich *mourning* auf die kulturelle Rahmung von Trauer und damit verbundene Handlungskonventionen. Dass hierbei jedoch nicht von einem antagonistischen, sondern von einem wechselseitigen Verhältnis auszugehen ist (Hockey/Katz/Small 2001), wird in diesem Band in unterschiedlichen Zusammenhängen zu zeigen versucht.
 - 3 Auch diese Unterscheidung unterliegt natürlich einer Vereinfachung, denn neben den beiden genannten Kategorien gibt es diverse Schattierungen und weitere Formen, etwa das Trauern unter anderen (persönlich bekannten oder unbekanntem) Trauernden, das Trauern unter Bedingungen der Zurückhaltung persönlicher Dispositionen (z.B. im Berufskontext), Trauerhandlungen an semi-öffentlichen Orten usw.

einer Forschungsfrage erlangen. So betrachtet gleicht das Grab nahezu einem (fremdsprachigen) Text, den man lesen, übersetzen und deuten muss, möchte man Näheres über seine gesellschaftlichen Implikationen erfahren.⁴

Ein wesentlicher Vorzug, den empirischen Zugang zu Trauer über die ›letzten Ruhestätten‹ auf einem Friedhof zu suchen, besteht vor allem darin, dass dieser mit vergleichsweise geringen Barrieren verbunden ist. Allein in Deutschland gibt es circa 32.000 Friedhöfe; als öffentliche Orte können sie innerhalb der regulären Öffnungszeiten prinzipiell von jedermann betreten werden. Überdies ist die soziologische Inaugenscheinnahme von Grabmaterial durch *Nonreaktivität* gekennzeichnet. Damit ist gemeint, dass der Forscher das, was er erforschen will, nicht durch seine bloße Anwesenheit oder durch die Art seines Auftretens beeinflusst (anders als z.B. bei der offenen Beobachtung oder während einer Interviewsituation; dazu später mehr). Von Vorteil ist außerdem, dass das Zustandekommen der Untersuchung weder vom Zeitbudget noch von der generellen Teilnahmebereitschaft des ›Gegenübers‹ abhängt. Hier braucht es also keinen Konsens zwischen Forscher und Beforschem, vielmehr wurde das Grab unabhängig von den Erkenntnisinteressen des Wissenschaftlers errichtet; er hat dieses Datum (wiederum im Unterschied zu Beobachtungsprotokollen oder Interviewtranskripten) nicht selbst produziert, sondern es entspringt originär dem zu untersuchenden Feld. Am Grab lassen sich also menschliche Handlungen rekonstruieren, ohne dass die betreffenden Akteure unmittelbar und leibhaftig in den Forschungskontext involviert sind. Während sie ihren unbeabsichtigten Beitrag schon zu einem viel früheren Zeitpunkt geleistet haben, fungiert das Grabzeichen nun gewissermaßen als ›stellvertretender Erzähler‹ – als auf Dauer gestellte Externalisierung von Sinn.

An dieser Stelle ergibt sich allerdings ein Problem, das deutlich macht, dass die Analyse von Grabartefakten einen sehr spezifischen Zugang zur Trauerthematik bildet, der nicht ohne Einschränkungen beschritten werden kann. Wenn die Ruhestätte als stellvertretender Erzähler charakterisiert wird, der Auskünfte gibt über zurückliegende Handlungen, dann drängt sich die Frage auf, welche Handlungen genau gemeint sind, und wer ihr Urheber ist. Trauerhandlungen sind dem Grabmaterial nicht lediglich eingeschrieben und lassen sich ihm deshalb auch nicht einfach als ›ob-

4 Darum kann auch vom »Grabtext« gesprochen werden – als »Gesamtheit jener dem Grab beigefügten Gestaltungs- und Verzierungselemente, die in die Wahrnehmung des Betrachters geraten können und üblicherweise so platziert wurden, dass sie ein entsprechendes Maß an Aufmerksamkeit wenigstens hypothetisch erregen können« (Benkel 2012: 48).

jektive Tatsachen« ablesen; stattdessen müssen sie vom Rezipienten (hier: vom Soziologen) *rekonstruiert* und *interpretiert* werden. Damit aus den Artefakten wissenschaftliche, d.h. auswertbare Daten werden, mit deren Hilfe man eine Forschungsfrage beantworten kann, bedarf es einer gewissen Übersetzungs- und Transformationsarbeit vonseiten des Forschenden: Er muss vor Ort selektieren, also Relevantes vom weniger Relevanten trennen, brauchbare Daten fixieren (z.B. mit Fotokamera und Notizblock), das gesammelte Material aufbereiten (z.B. durch Kategorisierung und Typisierung) und es somit einer theoretisch sowie methodisch angeleiteten Analyse zugänglich machen.

Doch schon die Rohdaten sind nicht einfach ›da«, sondern unterliegen einem vielschichtigen und schwer überschaubaren Prozess des Gewordenseins. Zwischen der soziologischen Untersuchung eines Grabmals und jenen Handlungen, die zu seinem Erscheinungsbild geführt haben, liegt ein bald größerer, bald geringerer Zeitraum. Anders als bei der unmittelbaren Beobachtung eines Interaktionsgeschehens wird in diesem Fall nicht der Augenblick eines Handlungsvollzuges erfasst, sondern dessen Resultat. Die rekonstruktive Herausforderung besteht also darin, vom Handlungsergebnis zu dem Moment des Handlungsvollzugs zu gelangen, ohne während dieses Moments als Forscher dabei gewesen sein zu können. Was sich anhand eines bestimmten Grabensembles über den Prozess seiner Genese und Modifikation schlussfolgern lässt, ist allerdings recht vage – schon deshalb, weil üblicherweise nicht ein einziger, sondern verschiedene Akteure mit je eigenen Intentionen daran beteiligt gewesen sind. Neben den Hinterbliebenen sind beispielsweise das Friedhofspersonal, Friedhofsgärtnereien und Steinmetze zu nennen.

Dass Ruhestätten so aussehen, wie sie aussehen, ist folglich nicht allein mit der vergangenen oder gegenwärtigen Existenz von Trauer zu erklären; ebenso liegt eine Mixtur aus Pragmatismus, Pflichterfüllung, Berufsarbeit, wirtschaftlichem Handeln usw. vor. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die Grabsteingravur von Worten des Abschieds, des Verlustschmerzes, der Hoffnung oder Versöhnung wird für gewöhnlich von trauernden Angehörigen in Auftrag gegeben, doch lässt sich die Umsetzung durch den Steinmetz weniger als Trauerhandlung interpretieren, denn als erlerntes, vergleichsweise nüchternes Handwerk, in dem zwar durchaus gesellschaftlich kursierende Vorstellungen von Trauer zum Ausdruck kommen, das aber in erster Linie einer ökonomischen Tauschlogik folgt: Dienstleistung wird erbracht gegen Bezahlung, nicht aufgrund individuell empfundener affektiver Betroffenheit.

Aber auch abgesehen von solchen Drittvariablen bleibt es ein schwieriges Projekt, anhand der Begutachtung von Gräbern Rückschlüsse auf die

dahinter stehenden (Trauer-)Handlungen zu ziehen.⁵ Verantwortlich dafür ist ein Problem, das sich nicht nur dem mit Trauer befassten Wissenschaftler stellt, sondern die Soziologie ganz grundsätzlich beschäftigt. Selbst die umfassendsten methodischen Kenntnisse ändern nichts daran, dass der soziologische Beobachter die genauen Handlungsabsichten eines bestimmten Akteurs nicht durchschauen, sondern sie lediglich annäherungsweise erschließen kann.⁶ Diesbezüglich vorgenommene Sinnzuschreibungen lassen sich zwar darlegen, sie müssen aber nicht zwangsläufig denen des Handelnden entsprechen.⁷ Dass man Menschen »nicht in den Kopf« schauen kann, ist eine schwer zu widerlegende soziologische Binsenweisheit. In der Konsequenz stellen sozialwissenschaftliche Interpretationen nicht bloß eine Reproduktion dessen dar, was die untersuchten Akteure im Sinn hatten, sondern sind vielmehr als »Konstruktionen zweiten Grades« (Schütz 1971c: 7; vgl. Schütz 1971d: 68) zu betrachten, die sich von den vom Handelnden vorgenommenen Konstruktionen ersten Grades unterscheiden.⁸

-
- 5 Wie wäre vor diesem Hintergrund etwa das Vorhandensein von anonymen Beisetzungsflächen zu beurteilen, die auf den ersten Blick wenig Material bieten (Sachmerda-Schulz 2017)? In einem »fehlenden« Grab einen zuverlässigen Indikator für fehlende Trauer erkennen zu wollen, würde sicherlich zu kurz greifen. Dass allein die Erkundung von Friedhofslandschaften zur Beantwortung der Forschungsfrage nicht ausreicht, wird spätestens angesichts des Umstands evident, dass sich eben nicht jede Ruhestätte auf einem Friedhof befindet. Beisetzungen im Meer, in Flüssen oder auf privaten Gartengrundstücken kommen als mögliche Alternativen in Frage.
- 6 Weber (1976: 1) spricht in diesem Zusammenhang vom »subjektiven Sinn«, den man unter bestimmten Voraussetzungen durchaus »deutend verstehen« könne, der jedoch, gemäß der kritischen Erweiterung von Alfred Schütz, »selbst bei einem Optimum adäquater Deutung [...] niemals zur Deckung gebracht werden kann«. Ein subjektiv gemeinter Sinn ließe sich demgemäß immer nur mit dem eigenen, nicht aber mit dem fremden Handeln verbinden; für Letzteres beansprucht Schütz die Bezeichnung »objektiver Sinn«, der sich auf intersubjektiv geteilten Deutungsschemata gründet (Schütz 1974: 42).
- 7 Dem Soziologen geht es hier im Grunde nicht besser als dem Alltagsakteur – mit dem Unterschied, dass Letztgenannter das Problem des Fremdverstehens dadurch »löst«, dass er die Divergenz zwischen Fremd- und Selbstverstehen üblicherweise erst gar nicht problematisiert.
- 8 Nun könnte man das Problem des Fremdverstehens natürlich insoweit umgehen, als man ihm das *Selbstverstehen* vorzieht und seine eigenen Trauererlebnisse, sofern man über solche verfügt, zum Gegenstand des Forschungsinteresses macht (siehe exemplarisch die autoethnografischen Arbeiten von Brennan 2017 und Ellis 1995). Obschon die Subjektivität des Forschenden, wie später zu zeigen sein wird, ein ständiger Gefährte seiner wissenschaftlichen Tätigkeit ist und als »produktives Erkenntnisfenster« (Breuer 2003: unpag.) durchaus von Gewinn sein kann, wird die

Wenn man, um weiterhin beim Friedhofssetting zu bleiben, ein Artefakt als Grabkerze identifiziert hat und konstatiert, dass diese von jemandem auf einer als Begräbnisfeld bezeichneten Fläche abgestellt wurde, hat man dann »tatsächlich verstanden, welchen Sinn dieser Handlungsablauf für den so Handelnden hat« (Schütz 1974: 36)? Die Fahndung nach einem dominanten Sinnmotiv erscheint wenig aussichtsreich, vergegenwärtigt man sich die unüberblickbare Vielfalt möglicher Varianten: etwa das Aufrechterhalten einer parasozialen Beziehung zum Verstorbenen, dem man mit dieser ›Gabe‹ etwas Gutes tun will (Dürr 2018); der vielleicht nicht einmal bewusst greifbare Versuch, bei sich selbst eine ›heilsame‹ Wirkung zu erzielen; die strategische Kennzeichnung einer ansonsten nicht genau lokalisierbaren Beisetzungsstelle;⁹ die routinierte Umsetzung einer in regelmäßigen Intervallen wiederkehrenden Tradition – oder schlichtweg die Erfüllung normativer Erwartungen, um soziale Sanktionen zu vermeiden (vgl. Benkel 2017b: 279f.). Mit letztgenannter Lesart sei nahegelegt, dass trauernde Menschen nicht lediglich aus einem kulturunabhängigen ›inneren Bedürfnis‹ heraus handeln, sondern immerzu vor dem Hintergrund einer spezifischen Trauersozialisation. Sie verfügen also über ein gesellschaftlich vermitteltes Wissen darüber, wie soziale Beziehungen symbolisch zu been-

Autoethnografie – die das Forscher selbst nicht nur mitberücksichtigt, sondern voll und ganz ins Zentrum der Untersuchung rückt – von einigen Komplikationen begleitet. Neben der Gefahr des Verlustes an kritischer Distanz und einem potenziellen Mangel an intersubjektiver Nachvollziehbarkeit von Forschungserkenntnissen steht u.a. das Problem der Externalisierbarkeit und Explizierbarkeit. Zwar mag der Autoethnograf mit den eigenen Motivlagen vertrauter sein als mit fremden, seine persönliche Gedankenwelt, und dazu gehört eben auch die Erlebnissphäre der Trauer, lässt sich indes weder vollends entschlüsseln – manche Handlungen erscheinen im Nachhinein bestenfalls plausibel, sie sind aber nicht immer auf bewusste Motive rückführbar –, noch kann sie bruchlos in die übersubjektive Wirklichkeit übertragen werden, ohne dass es dabei zu einer ›Sinnverschiebung‹ kommt. Letzteres ist wiederum ein grundsätzliches Problem empirischer Sozialforschung, denn nicht nur man selbst, sondern auch die beforschten Anderen bauen bei der Übersetzung von innerem Erleben in äußerliches Tun, etwa beim Verbalisieren einer prä-verbalen Empfindung, unbeabsichtigte Einflüsse und andere Verzerrungen ein. Ausführliche Auseinandersetzungen mit dem Für und Wider von Autoethnografien finden sich bei Ploder/Stadelbauer 2016.

- 9 Gemeint ist das auffallend häufig zu beobachtende Phänomen, dass Hinterbliebene Blumen, Tannenzweige, Kerzen und andere Gegenstände – wider dem ausdrücklichen Verbot – auf einem anonymen Bestattungsfeld platzieren und damit dem zunächst ›spurlosen‹ Grab eine materielle Spur geben. Persönliche Aneignungsansprüche werden in diesem Zusammenhang offensichtlich höher bewertet als die Ordnungsinteressen der Friedhofsbetreiber; auch hier waltet eine *Autonomie der Trauer*.

den sind. Auf dem Friedhof, und prinzipiell auch an anderen öffentlich zugänglichen Orten, gilt dies umso mehr, denn was hier geschieht, geschieht nicht selten in dem Bewusstsein, dass die erzielten Handlungsergebnisse auch von anderen beobachtet oder bezeugt werden können (und mitunter sogar: sollen!) – derweil man selber nur bedingt steuern kann, wer zu diesen anderen gehört und wer nicht.¹⁰

Unter derartigen Vorzeichen schleicht sich der Gedanke ein, dass so manches sorgsam gepflegte Grab weniger über faktische Trauerempfindungen verrät als über sozial erworbene Vorstellungen davon, wie ›pflichtbewusst‹ man Trauer an einer Ruhestätte zum Ausdruck bringt.¹¹ Die Annahme, der betriebene Pflegeaufwand sei ein verlässlicher Trauerindikator ruft berechtigte Zweifel hervor – und wie sollte man wiederum solche Grabformen einstufen, die von vornherein wenig oder überhaupt keine ›Instandhaltung‹ erfordern? Unser Datenmaterial gibt jedenfalls aufschlussreiche Hinweise darüber, dass viele Menschen zwischen Grabpflege und Trauerbewältigung ausdrücklich unterscheiden und den Grabbesuch u.a. wegen des so empfundenen Pflichtcharakters problematisieren.

Generell stellt sich die Frage nach den eigentlichen Rezipienten einer bestimmten Grabanordnung. Auch die intimsten Botschaften an einen Verstorbenen unterliegen häufig der (potenziellen) Beobachtbarkeit durch Dritte. Die Ambivalenz aus Privatheit und Öffentlichkeit wird insbesondere dann evident, wenn bestimmte Texte in Stein graviert oder etwas ausführlicher auf einer Postkarte bzw. einem Brief niedergeschrieben und so drapiert werden, dass sie sich als Kommunikationsofferte an vorbeigehen-

10 Siehe hierzu den sogenannten *Hawthorne-Effekt* (Roethlisberger/Dickson 1964). Er steht für die sozialwissenschaftliche Einsicht, wonach Menschen, die davon ausgehen, dass sie beobachtet werden, dazu tendieren, sich anders zu verhalten als in einer Situation, in der sie sich unbeobachtet wähnen. Während sich der Hawthorne-Effekt originär auf die unmittelbare Beobachtung bezieht – im Zuge der ihm zugrunde liegenden Experimente in den 1920er und 1930er Jahren erhöhte sich die Leistung von Fabrikarbeitern, sobald sie ihre Tätigkeiten im Beisein von Zuschauern ausführten –, erfolgt die Beobachtung von Trauer im öffentlichen Raum häufig nicht unter der Bedingung gleichzeitiger Anwesenheit. Man denke z.B. an A, der einen niedergelegten Blumenstrauß an einer Grabstätte erblickt, derweil B als Urheber jenes Arrangements den Schauplatz längst verlassen hat.

11 Eine Anekdote aus der Feldforschung vermag dies zu illustrieren: Einmal hielt uns eine ältere Dame offenbar für Mitarbeiter der Friedhofsverwaltung, weshalb sie uns mit empörter Stimme auf den Zustand des Nachbargrabs hinwies und um ›offizielle‹ Intervention bat. Dort war ein Strauch gewachsen, dessen Blätter mittlerweile auf die Ruhestätte ihres Gatten fielen.

de Friedhofsbesucher begreifen lassen.¹² Entgegen ihrer Semantik ist der tatsächliche Adressat dieser Zeilen nicht der Tote, sondern der lebendige ominöse Andere, der diesen Ort vielleicht morgen, vielleicht irgendwann später betritt.



Doch nicht alle Handlungen, die an einem öffentlichen Begräbnisort vollzogen werden, sollen dauerhafte und für jedermann gut sichtbare Spuren hinterlassen. Manche der gerade erwähnten Schriftstücke befinden sich in einem verschlossenen Umschlag oder werden in einem (mal provisorisch gebastelten, mal fachmännisch produzierten) Briefkasten an der Ruhstätte eingeworfen. Das ändert nichts an der symbolischen Adressierbarkeit des Verstorbenen, indes werden fremde Einsichtnahmen somit gezielt sus-

12 An einer Grabstätte erblickten wir einen gut sichtbaren und gegen Witterungseinflüsse geschützten Brief, auf dem jemand eine emotionale, geradezu pathetische Nachricht für seine verstorbene »Geliebte und beste Freundin« hinterlassen hat. Mehrmalige Besuche dieses Friedhofs ließen uns erkennen, dass der Brief in regelmäßigen Abständen durch ein neues Exemplar mit jeweils anderem Text ausgetauscht wird. In mehrerlei Hinsicht wird das Grab hier als Kommunikationsort ernst genommen.

pendiert. Auf diese Weise wird am Grab etwas gezeigt, ohne *zu viel* zu zeigen. Das gilt ebenso für die in letzter Zeit registrierbare Tendenz zur *Verrätselung* des Grabtextes. Trotzdem oder gerade weil es im Bewusstsein der Beobachtbarkeit geschieht, wählen Hinterbliebene eine Grabgestaltung, die zwar alle sehen, aber eben nur ein paar wenige Eingeweihte verstehen können. Der Beobachtbarkeit gänzlich entzogen sind wiederum all jene Dinge, die nicht etwa auf der Graboberfläche platziert werden, sondern die gemeinsam mit Sarg/Urne während der Beisetzung (oder erst einige Zeit danach) unter der Erde verschwinden.

Die Liste der mutmaßlichen Handlungsmotive ließe sich noch lange weiterführen. Auch wenn dabei das direkte oder indirekte Beobachtet-Werden durch andere nicht immer die entscheidende Rolle spielt, bleibt an dieser Stelle festzuhalten, dass die Annahme eines ›authentischen‹ subjektiven Trauerkerns, der sich von seinem kulturellen Überbau isolieren lässt, eine populäre alltagsweltliche Vorstellung darstellt – die allerdings ausblendet, dass die Keimzelle von Trauer nicht im individuellen Bewusstsein zu suchen ist, sondern in der Gesellschaft, die dieses Bewusstsein geprägt hat. Für Soziologen ist das unproblematisch, weil es ihnen, wie betont, ohnehin nicht um die Binnenperspektive von Einzelakteuren geht, sondern um überindividuelle Muster, Praktiken und Deutungsrahmen.

Trauern beobachten

Trauerhandlungen lassen sich freilich nicht bloß aus der Distanz über die Betrachtung von Artefakt, Materialität und Raumarrangement verstehend rekonstruieren. Sie können durchaus unmittelbar und ›in Echtzeit‹ beobachtet werden. Möchte man wissen, wie der Verlust einer Sozialbeziehung gesellschaftlich verhandelt wird – was liegt dann näher, als Menschen beim Trauern ›über die Schulter zu schauen? Die ›Beobachtung natürlicher Interaktionen‹ (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 7) ist ein in der empirischen Sozialforschung häufig angewandtes, bisweilen sogar alternativloses Mittel, um Einsichten in einen bestimmten Ausschnitt sozialer Wirklichkeit zu gewinnen.¹³ Handelt es sich bei diesem Ausschnitt um »Sinnwelten des Trauerns« (Schützeichel 2017), so trifft man allerdings auf eine forschungs-

13 Die Bezeichnung solcher Interaktionen als »natürlich« ist keineswegs wörtlich zu nehmen und insofern problematisch, als sie den Verdacht erweckt, es gäbe Interaktionen, die allein von der Natur gegeben und vor-sozial, d.h. frei von soziokulturellen Implikationen sind. Stattdessen ist »natürlich« hier im Sinne einer Abgrenzung zu Interaktionen in sogenannten Laborsituationen zu verstehen, wo

praktische Hürde. Diese äußert sich nicht etwa in einem Mangel an potenziellen Gelegenheiten; insbesondere auf großstädtischen Friedhöfen finden fast täglich mehrere Beisetzungen statt, ferner bestehen durchaus Chancen, irgendwo auf dem Gräberfeld Besuchern zu begegnen. Nicht um die empirische Häufigkeit beobachtbarer Trauerhandlungen geht es also, sondern um die in solchen Kontexten zumeist entstehende Notwendigkeit, seine Präsenz zu legitimieren – zumindest dann, wenn man das Geschehen nicht aus der Ferne, sondern aus nächster Nähe verfolgen möchte.

Obschon an einem öffentlichen Ort, gilt beispielsweise die Partizipation an einer Trauerfeier (der Verlust liegt für gewöhnlich erst wenige Tage zurück) oder der Besuch einer Grabstätte in der Regel als private Angelegenheit, die nur wenige Eingeweihte kennt und nur in diesem intimen Kreis als legitimer Handlungsbereich verstanden werden soll. Wie viel Engagement und Auskunftsfreude darf man von seinem Gegenüber erwarten, unterrichtet man es in solchen Situationen von seinen Forschungsinteressen, bittet man es, zu seiner gegenwärtigen Befindlichkeit und zu seinen Handlungsmotiven Rede und Antwort zu stehen – optimalerweise während zugleich Diktiergerät und/oder Videokamera eingeschaltet sind? Es dürfte jedenfalls nicht allzu sehr verwundern, wenn diese und ähnliche Absichten (dazu zählt schon das bloße ›Dabeisein‹, ohne ein Gespräch zu beginnen) als illegitimes Eindringen in die eigene Intimsphäre empfunden werden und entsprechende Anschlusskommunikationen (oder vielmehr: *Ausschlusskommunikationen*) nach sich ziehen.

Der geschilderten Problematik lässt sich in mehrerlei Hinsicht entgegenreten. So könnte man sich beispielsweise damit begnügen, das Geschehen nicht ›hautnah‹, sondern mit etwas Sicherheitsabstand zu begutachten. ›Unauffällig‹ auf einer Bank zu sitzen, während ein paar Gräberreihen weiter jemand an einer Ruhestätte tätig ist, bedarf wohl keiner weiteren Legitimation; die Kopräsenz anderer ist in diesem Setting alles andere als untypisch und das absichtsvolle Unterlassen direkter Interaktion mit dem ortsspezifischen Normkanon durchaus kompatibel.¹⁴ Dass die vermeintlich zufällige Präsenz des Beobachters und dessen vermeintlich ungerichte-

Probanden sich in einem Setting fernab ihrer gewohnten alltäglichen Lebenswelt wiederfinden, darum auf andere Wissensbestände zurückgreifen müssen und sich gemeinhin anders verhalten.

- 14 Weniger leicht zu beantworten ist hingegen die Frage, in welcher genauen Distanz sich die beiden Akteure – der, der an diesem Ort etwas Forschungsrelevantes tut, und der, der es zu erfassen versucht – mindestens befinden müssen, damit der Observationsvorgang als gerade noch bzw. als nicht mehr legitimierungsbedürftig zu verbuchen wäre.

te Aufmerksamkeit in Wahrheit methodisch kontrollierten Bedingungen, der Einhaltung wissenschaftlicher Standards und einer gewissen Systematik unterliegen (Festlegung eines Beobachtungsfokus und -zeitraums, Anfertigung von Feldnotizen und dergleichen), ist ›von außen‹ optimalerweise nicht ersichtlich. Und wenn es also keiner Legitimation der eigenen Anwesenheit bedürfte, bräuchte die Zielpersonen dann überhaupt über das feine Detail in Kenntnis gesetzt zu werden, dass sie in diesem Augenblick unwissentlich Teilnehmer einer Studie ist!¹⁵

Die Transparenznotwendigkeit der eigenen Forschungsabsichten kann selbst dann infrage gestellt werden, wenn man sich eben doch in unmittelbare Nähe zu seinen ›Untersuchungssubjekten‹ begibt und etwaige daraus resultierende Legitimierungserfordernisse in Kauf nimmt. Nehmen wir das Beispiel einer Trauerfeier in der Friedhofskapelle: Je nach Größe und Zusammensetzung des Teilnehmerfeldes könnte man etwa die Rolle eines Trauergastes einnehmen und – für den wohl unwahrscheinlichen Fall, dass jemand nachfragt – ein bestimmtes Beziehungsverhältnis vorgeben, das man zum Verstorbenen hatte. Die einzige Person, die diese improvisierte Nähe sofort hätte zum Einsturz bringen können, ist ihrer physischen ›Gegenwärtigkeit‹ zum Trotz aus nachvollziehbaren Gründen nicht mehr in der Lage dazu.

Vermutlich mag diese Lösung den einen oder anderen Leser nicht so recht überzeugen, ihn vielleicht sogar irritieren¹⁶ und so manchen Einwand provozieren. Angesprochen ist damit ein grundlegender Diskurs darüber, wie weit Wissenschaft beim Datensammeln gehen darf, welche Mittel dabei als (il)legitim gelten¹⁷ und inwiefern den Zielpersonen prinzipiell auch ein »Recht auf Nicht-Erforscht-Werden« (Kaschuba 1999: 207) einzuräumen ist. Tatsächlich ist die verdeckte Beobachtung in der *scientific community* nicht unumstritten. Kritiker halten das Verfahren, vorsichtig for-

-
- 15 Für den ungefährdeten Auftritt eines sogenannten verdeckten Beobachters bedarf es ggf. einer je nach Untersuchungsfeld mal mehr und mal weniger ausgefeilten *Cover-Story*; manchmal ist sie aber auch gar nicht erforderlich – etwa dann, wenn man aufgrund der Beschaffenheit des Feldes eine legitime Rolle zugeschrieben bekommt, ohne aktiv mehr zu leisten, als vor Ort präsent zu sein (siehe hierzu etwa die ethnografischen Arbeiten zur Sozialstruktur des Frankfurter Bahnhofsviertels bei Benkel 2010 und Meitzler 2010).
 - 16 Was wäre wiederum, um den Gedanken noch weiter zuzuspitzen, wenn eine legitimierende *Cover-Story* deshalb obsolet wäre, weil man von dem Todesfall tatsächlich lebensweltlich betroffen ist und als Angehöriger im Trauerfeierkontext privates Schicksal mit beruflichen Interessen verbindet?
 - 17 Auf der Meta-Ebene ließe sich die Frage stellen, ob diese (II-)Legitimitätsbehauptungen ihrerseits legitim oder illegitim sind.

muliert, für forschungsethisch fragwürdig, weil Menschen die Probandenrolle schlichtweg zugemutet werde, anstatt sie im Vorfeld über die wissenschaftlichen Intentionen aufzuklären und sie um Einverständnis zu bitten. »Unter einem Vorwand Eingang ins Feld zu nehmen, ohne sich als Forscher auszuweisen und aus einer so erlangten Mitgliedsrolle heraus quasi »geheim« Beobachtungen anzustellen, ruft daher nicht selten Empörung hervor.« (Dellwing/Prus 2012: 126) Fürsprecher der Methode betonen hingegen, dass ihr Mehrwert ja gerade in der Chance liegt, authentische Einblicke in ein Feld zu gewinnen, welches sich andernfalls gegenüber neugierigen Beobachtern entweder vollständig verschließt oder wenigstens eine erhebliche Verzerrung der Beobachtungsergebnisse bewirkt. Wie »natürlich« ist die zu beobachtende »natürliche Interaktion« noch, wenn die Beobachteten von ihrem Beobachtet-Werden wissen? Wie ist in dieser Hinsicht mit Feldern umzugehen, für die die Exklusion »fremder« Akteure ein charakteristisches Merkmal ist (was zumindest partiell auch auf Trauer zutrifft)? Und kann/darf/muss eine wissenschaftliche Disziplin, deren Anspruch es ist, soziale Wirklichkeit zu ergründen, zu verstehen und zu erklären, es sich erlauben, vor solchen Hürden haltzumachen?

Die Frage nach der Notwendigkeit und Legitimität der Verdeckung lässt sich schwerlich mit Absolutismen und Generalklauseln beantworten; vielmehr tut eine differenzierte Betrachtung Not. Zurecht machen Lofland und Lofland (1984: 21) darauf aufmerksam, dass verdeckte Forschung hinsichtlich ihrer Ausgangsbedingungen (Untersuchungsgegenstand, Position des Forschenden im Feld, Existenz alternativer Zugangswege usw.) in verschiedene Formen zu unterscheiden ist, deren Einsatz bzw. Verzicht, so wiederum Dellwing und Prus (2012: 126), »eine praktische, keine prinzipielle Frage« darstellt.

So unterschiedlich die Haltungen ausfallen mögen, so unabgeschlossen bleibt der Diskurs. Wie die Entwicklung der empirischen, insbesondere der qualitativen Sozialforschung in den zurückliegenden Dekaden zeigt, waren die Grenzen des ethisch Vertretbaren ohnehin nie festzementiert, sondern immer nur das vorläufige Resultat von Aushandlungen (Friedrichs 1973). Vor diesem Hintergrund besteht wenig Zweifel daran, dass sie sich auch künftig in die eine oder in die andere Richtung verschieben werden – schon deshalb, weil nicht nur Gesellschaft permanent im Wandel ist, sondern mit ihr auch die Auffassungen darüber, wie *Gesellschaftsbeobachtung* idealerweise zu betreiben ist. Ohne allzu tief in die hier nur an der Oberfläche gestreifte Debatte einsteigen zu wollen, sei angemerkt, dass im vorliegenden Forschungszusammenhang eine Unerlässlichkeit verdeckter Beobachtung (aufgrund anderer, aussichtsreicherer empirischer Zugänge) nicht bestand.

Internetgestützte Datenerhebung

Ergänzend zu dem Datenmaterial, welches im Zuge früherer Projekte gewonnen wurde, und um nicht in die Verlegenheit zu geraten, potenzielle Probanden an Ort und Stelle (etwa auf dem Friedhof) mit dem Forschungsanliegen ad hoc konfrontieren zu müssen (siehe aber Schmied 2002), haben wir den zentralen Zugang darin gesucht, die Studie in einem öffentlichen Aufruf vorzustellen und um die (anonyme) Teilnahme an einer mündlichen oder schriftlichen Befragung zu bitten. Auf diese Weise ist es uns gelungen, eine umfassende Online-Umfrage sowie zahlreiche leitfadengestützte, narrative Interviews durchzuführen.

Zunächst einige Worte zur internetbasierten Befragung. Sie richtete sich an Menschen, die in ihrem Leben bereits (mindestens) einmal die Erfahrung des Verlustes eines Menschen im engen persönlichen Umfeld gemacht haben. Neben der Abfrage soziodemografischer Daten (Geburtsjahr, Familienstand, Konfession, höchster Bildungsabschluss, momentan ausgeübter Beruf, Geburtsort usw.) bildete die Umfrage eine Mixtur aus offenen und geschlossenen Frageformulierungen. Während die Teilnehmenden bei den offenen Fragen ihre Antworten in ein freies Feld eingeben konnten, galt es bei den geschlossenen Fragen zwischen verschiedenen Antwortmöglichkeiten zu wählen und Zutreffendes anzuklicken. Konkret wurden einige Aussagen vorgelegt, zu denen sich die Probanden positionieren sollten, indem sie anhand einer sogenannten *Likert-Skala* auswählen, wie sehr sie der Behauptung jeweils zustimmen (fünfstufig: ›trifft überhaupt nicht zu‹/›trifft eher nicht zu‹/›unentschieden‹/›trifft eher zu‹/›trifft voll zu‹). Um etwaige Antwortverzerrungen zu minimieren, wurden die Teilnehmer in den einleitenden Fragebogeninstruktionen darum gebeten, möglichst spontan und gemäß ihrer aktuellen persönlichen Einstellung zu antworten. Sollte die Person eine bestimmte Frage nicht beantworten können oder wollen, konnte sie diese problemlos überspringen; dazu riefen die Instruktionen explizit auf. Inhaltlich befasste sich der Fragebogen mit persönlichen Erfahrungen im Umgang mit Trauer, mit der Bedeutung von Traditionen, Konventionen, Symbolen, Orten und Ritualen sowie dem Stellenwert des toten Körpers für Trauer und Erinnerung. Die Umfrage war von Oktober 2017 bis Dezember 2018 freigeschaltet; die daraus gewonnen Rohdaten wurden anschließend aufbereitet und statistisch ausgewertet.

Bei der Online-Befragung handelt es sich um ein vergleichsweise neues Mittel zur Datengewinnung, von dem in den letzten Jahren zunehmend Gebrauch gemacht wird. An dieser Entwicklung wird einmal mehr deutlich, wie sehr die Möglichkeiten moderner Internetkommunikation neben

sämtlichen Bereichen der alltäglichen Lebensführung auch die Forschungspraxis verändern. Insbesondere der pragmatische Mehrwert gegenüber analogen Befragungsinstrumenten macht nachvollziehbar, weshalb mittlerweile die meisten Erhebungen online durchgeführt werden (vgl. Wagner/Hering 2014: 661). Entsprechende Vorzüge waren auch für unsere Studie nutzbar: Ohne zusätzlichen finanziellen Aufwand konnte in vergleichsweise kurzer Zeit eine hohe Teilnehmerzahl (insgesamt über 900 Personen) erreicht und ein entsprechend großer Datenkorpus generiert werden. Aufgrund der mehrheitlich geschlossen formulierten Fragen und dank spezifischer Software (SPSS) ließ sich die Datenmenge zügig auswerten.¹⁸

Statt im Vorfeld jeden einzelnen (potenziellen) Teilnehmenden direkt und persönlich kontaktieren zu müssen, wurde der Aufruf samt Umfrage-Link über öffentliche Internet-Portale (z.B. Social Media), über E-Mailverteiler oder in Print-Magazinen (z.B. Mitgliedszeitschriften von ›trauerbezogenen‹ Berufsverbänden) verbreitet. Die Rezipienten konnten daraufhin selbstständig entscheiden, ob, wann und wo sie den Fragebogen beantworten. Gerade die Ortsunabhängigkeit erwies sich als entscheidender Vorteil. Würde es bei der telefonischen, persönlichen oder postalischen Befragung eine logistische und nicht zuletzt eine finanzielle Herausforderung bedeuten (wenn sich die Kontaktperson zum Zeitpunkt der Teilnahme im Ausland befindet), lässt sich konstatieren, dass »online methods mitigate the distance of space« (zit. nach Misoch 2015: 180). Ein Online-Fragebogen kann – unter der Voraussetzung eines Internetzugangs – prinzipiell an jedem Ort der Welt (und noch dazu zeitgleich von mehreren verschiedenen Teilnehmern) aufgerufen und ausgefüllt werden. Die gesamte Umfrage ließ sich in etwa 15 Minuten bearbeiten. Ein freies Textfeld am Ende gab den Teilnehmenden die Gelegenheit, ein Feedback zu hinterlassen sowie Aspekte zu thematisieren, die ihnen in diesem Zusammenhang wichtig erscheinen und bislang unerwähnt geblieben sind.

Von methodischer Relevanz ist überdies der Faktor Anonymität. Den Probanden blieb einerseits die freie Entscheidung, welche Informationen sie über sich preisgeben möchten und welche nicht, andererseits ließen die abgefragten Daten keine näheren Rückschlüsse auf die Identität zu. Daten, die das Gebot der Anonymität unterlaufen würden (z.B. Name oder Adresse) wurden nicht erhoben – sie wären für das Erkenntnisinteresse unserer

18 Die vorgelegten Fragen sind in ihrer Wortwahl, Reihenfolge und Vollständigkeit von einem Probanden zum nächsten identisch, weshalb sich die jeweiligen Antworten relativ unkompliziert miteinander vergleichen lassen.

Studie ohnehin nicht von Belang gewesen.¹⁹ Anonymität war andererseits auch für das Erhebungssetting als solches garantiert. Ist die (un-)mittelbare Präsenz des Wissenschaftlers in anderen Forschungszusammenhängen (z.B. Interview, nicht-videogestützte Beobachtung, Artefaktanalyse usw.) notwendige Voraussetzung, so erfolgt die Beantwortung des Online-Fragebogens nicht nur zu jeder beliebigen Zeit und an jedem beliebigen Ort, sondern überdies ohne die Gegenwart des Forschenden, also unter Ausschluss einer weiteren Störvariable. Für die Qualität der Daten ist das ein wichtiger Aspekt, weil hierdurch der soziale Druck, dem sich der Befragte ansonsten ausgesetzt fühlen könnte, minimiert wird. Die Annahme, dass niemand – nicht einmal die verantwortlichen Wissenschaftler – die zur Verfügung gestellten Daten auf die eigene Person wird zurückverfolgen können, führt, so das forschungsstrategische Kalkül, tendenziell zu ehrlicheren Antworten.²⁰

Von einer lupenreinen Non-Reaktivität, wie etwa bei der verdeckten Beobachtung oder der Untersuchung eines Grabartefakts, kann in diesem Fall trotzdem nicht gesprochen werden. Zwar werden die Umfrageteilnehmer durch den Vorgang der wissenschaftlichen Beobachtung nicht direkt beeinflusst – eben weil im Moment der Bearbeitung kein Wissenschaftler anwesend ist, die Probanden anonym bleiben und ihre Auskünfte erst zu einem späteren Zeitpunkt von den Forschenden rezipiert werden –, wohl aber auf indirektem Wege. Ein Rest an Reaktivität bleibt nämlich insofern, als sich die Beforschten gewissermaßen in einer künstlichen Situation befinden. Künstlich ist die Situation deshalb, weil Menschen nicht etwa beim Vollzug ihrer Alltagspraxis (unwissentlich) beobachtet werden, sondern sich ihrer gegenwärtigen Rolle als Teilnehmende einer Studie bewusst sind. Ohne die Verwertungslogik genau zu durchschauen, haben sie doch zumindest eine vage Vorstellung davon, dass sie mit ihren eingebe-

19 Wer hingegen daran interessiert war, an einem weiterführenden Telefoninterview teilzunehmen, erhielt am Ende des Fragebogens die Gelegenheit, seine E-Mail-adresse bzw. Telefonnummer zur späteren Kontaktaufnahme zu hinterlegen. Selbstverständlich waren diese Angaben freiwillig und die überlieferten Daten wurden über den Gebrauch zum Interviewzweck hinaus nicht gespeichert.

20 Die Bedingungen, unter denen der jeweilige Forschungsteilnehmer den Fragebogen bearbeitet, lassen sich natürlich nicht vollends kontrollieren. Ist er in einer ungestörten und entspannten Situation? Ist er alleine oder sitzen weitere Personen neben ihm vor dem Bildschirm, die das Antwortverhalten beeinflussen könnten? Ist der Proband in Eile und kann die einzelnen Fragen deshalb nur »überfliegen«? Nimmt er sich Zeit für ausführliche Antworten? Oder nimmt er sich »zu viel Zeit, indem er bei jeder Frage solange hin und her überlegt, bis er die »beste« Antwort gefunden hat?

nen Antworten wissenschaftliche Daten liefern, mit denen ›irgendwas gemacht wird‹.

Auch wenn die Forscher nicht in unmittelbarem Kontakt zu den Befragten treten, werden Letztere über das Medium der Online-Umfrage adressiert und reagieren ihrerseits darauf. Ihre Antworten dürfen dabei keineswegs als exaktes, ungefiltertes Duplikat ihrer persönlichen Einstellungen (miss-)verstanden werden. Vielmehr gilt es zu bedenken, dass die Art und Weise, in der die Fragen formuliert sind, und die Reihenfolge, in der sie gestellt werden, einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf das Antwortverhalten der Teilnehmenden haben können. Hinzu kommt, dass die Fragen bei einigen Probanden womöglich Reflexionsprozesse überhaupt erst freisetzen, sodass nicht von einer direkten Einstellungsabbildung die Rede sein kann, sondern von einer situationsgebunden oder eben von einer übermäßig ›kalkulierten‹ Antwort ausgegangen werden muss.

Um diesbezügliche Verzerrungen zu vermeiden, ist bei der Konstruktion eines Fragebogens, gleich ob digital oder analog, die Wortwahl und die Anordnung der Fragen genau zu bedenken. Eine Frage kann nicht nur eine bestimmte Antwort provozieren, wenn sie entsprechend formuliert ist (gemeint sind Suggestivfragen), sie kann darüber hinaus aufgrund ihrer konkreten Position im Fragebogen auch die Beantwortung der darauffolgenden Fragen beeinflussen. Üblicherweise werden vor dem endgültigen Einsatz eines Fragebogens sogenannte *Pre-Tests* durchgeführt: Bevor die eigentliche Untersuchung beginnt, wird der Fragebogen in überschaubarer Anzahl einigen Testpersonen vorgelegt (in unserem Fall waren es Studierende und Projektmitarbeiterinnen), die ihn ausfüllen und hinsichtlich einiger zentraler Gütekriterien bewerten (z.B. Verständlichkeit der Instruktionen, ›Beantwortbarkeit‹ der Fragen, Genauigkeit der Formulierungen, etwaige Redundanzen etc.). Aus den Rückmeldungen können die Forschenden Schlussfolgerungen über die aktuelle Fragebogenqualität ziehen, ggf. Mängel identifizieren und eliminieren (vgl. Díaz-Bone 2015: 322). Je nachdem, wie zufriedenstellend der Pre-Test ausfällt, kann dieser nach Überarbeitung des Fragebogens wiederholt (vgl. Diekmann 2000: 415f.), oder es kann mit der eigentlichen Untersuchung begonnen werden.

Aus den Vorteilen einer Datenerhebung über schriftliche Online-Umfragen ergeben sich zugleich Nachteile. Weil das Vorhandensein eines Internetanschlusses notwendige Bedingung für die Teilnahme ist, wird eine gewisse – obschon stetig kleiner werdende – Population von vorn herein ausgeschlossen. Betroffen sind insbesondere die über 70-jährigen, von denen mutmaßlich jeder über Trauererfahrungen, aber gegenwärtig nur jeder Dritte über einen Zugang zum World Wide Web verfügt (vgl. Wagner/Hering 2014: 664). Eine weitere, wohl noch gravierendere Einschränkung

besteht darin, dass, der hohen Fallzahl zum Trotz (oder gerade durch sie bedingt), der Aussagegehalt eines einzelnen Fragebogens recht überschaubar ausfällt, weil es sich in der Regel um sehr knappe Antworten handelt, die häufig nur aus einer Ankreuzung oder einigen wenigen Wörtern bestehen und somit kaum tiefergehende Einsichten in mögliche Gründe für bestimmte Haltungen und Handlungen zulassen.

Solche Fragebögen kommen für gewöhnlich in quantitativ angelegten Forschungsdesigns zum Einsatz, die mit größeren Datensätzen operieren, anhand derer Erkenntnisse über allgemeine Gesellschaftstrends gewonnen werden sollen. Da sich unsere Forschung durchaus auch für solche Trends (hier am Beispiel von Trauer) interessiert, stellte sich der Fragebogen als ein hilfreiches Erkenntnisinstrument heraus – wenn auch nicht als einziges. Das Sammeln und statistische Aufbereiten numerischer Daten sollte nämlich nur den orientierungsgebenden Rahmen geben für die weiterführende Forschungsarbeit, die aufgrund ihres Erkenntnisinteresses ausdrücklich *qualitative* Ansprüche verfolgt. Im Fokus von qualitativer Sozialforschung stehen somit nicht gesellschaftliche Makrotrends; vielmehr sucht sie anhand von (nicht- bzw. teilstandardisierten) Einzelfalluntersuchungen nach detaillierten Informationen über jene Mechanismen und Sinnkonstruktionen, die sich hinter dem offensichtlichen Handeln der untersuchten Akteure verbergen. Mit einfachen Worten: Von Interesse ist nicht so sehr, *dass* jemand etwas tut/getan hat und wie viele Menschen etwas tun/getan haben, sondern *wie* und *warum* jemand etwas tut/getan hat.²¹ Aus diesem Grund besitzt qualitative Forschung »das Potenzial, sehr tiefe Einblicke in subjektive Welten zu ermöglichen« (Misoch 2015: 223).

Um diesen Ambitionen gerecht werden zu können, war es unabdingbar, den Untersuchungssubjekten mehr kommunikativen Raum zu geben. Konkret sollten Personen gewonnen werden, die bereit sind, in einem Interview über ihren Umgang mit Trauer zu sprechen. Mit welchen Fallstricken, Herausforderungen und Erkenntnispotenzialen nicht nur die Akquise solcher Gesprächspartner, sondern auch die Durchführung von Interviews zu dieser Thematik verbunden waren, darum soll es im Folgenden gehen.

21 Obschon sich quantitative und qualitative Methoden in einigen Punkten erheblich unterscheiden, schließen sie in der Forschungspraxis nicht grundsätzlich einander aus. Im Sinne eines sogenannten *Mixed Methods Designs* können sie sogar innerhalb ein und derselben Studie miteinander kombiniert werden, sodass sich idealerweise die Schwächen der einen Methoden durch die Stärken der jeweils anderen kompensieren lassen. Dies gilt auch für die vorliegende Forschungsarbeit.

Besonderheiten des Feldzugangs

Dass der Umgang mit dem Verlust eines nahestehenden Menschen bislang nur selten in den Blick empirischer Sozialforschung gerückt wurde und das hierzu vorhandene Datenmaterial entsprechend spärlich ausfällt, erscheint nicht zuletzt angesichts der skizzierten methodischen Hürden verständlich. Am Beispiel Trauer lässt sich geradezu paradigmatisch aufzeigen, dass die Qualität der wissenschaftlichen Beobachtbarkeit eines Sozialphänomens nicht zwingend mit der Häufigkeit seines faktischen Auftretens korrespondiert. Denn wäre es so, dann hätten Soziologen, die sich für Trauer interessieren, relativ leichtes Spiel – schließlich handelt es sich bei einem Todesfall im sozialen Nahraum um ein biografisches Ereignis, dessen Eintritt mit zunehmendem Lebensalter wahrscheinlicher wird und das meist nicht singulär bleibt.

Nach potenziellen Interviewpartnern, die wenigstens einmal in ihrem Leben entsprechende Erfahrungen gemacht haben, bräuchte man wohl nicht allzu lange suchen, eine Zufallsstichprobe in der Fußgängerzone würde genügen. Auf erste Sicht unterscheidet sich der von uns gewählte Forschungsgegenstand daher von dem solcher Studien, die sich ausdrücklich und ausschließlich für Menschen mit hochspezifischen bzw. selten auftretenden Merkmalen interessieren (z.B. Personen mit ungewöhnlichen sexuellen Präferenzen, Angehörige einer ›exotischen‹ Glaubensrichtung, Analphabeten in Deutschland, sogenannte ›Superreiche‹ etc.) und die schon deshalb Schwierigkeiten haben, adäquate Probanden zu finden. In der empirischen Sozialforschung spricht man hierbei von *speziellen Populationen* (Schütte/Schmies 2014), deren unangenehme (oder reizvolle?) Eigenschaft darin besteht, dass sie schwer zugänglich und dass über ihre ›Mitglieder‹ (die sich oftmals gar nicht als solche verstehen) wenige gesicherte Erkenntnisse vorhanden sind.

Dass sich demgegenüber Menschen mit Trauererfahrungen nicht als spezielle Population begreifen lassen, macht den Feldzugang keineswegs leichter. Denn über Trauererfahrungen zu verfügen, ist die eine Sache – darüber mit einem Fremden offen zu sprechen, die andere. Die Erfolgsaussicht bei der Akquirierung von Interviewpartnern hängt somit nicht nur von der empirischen Häufigkeit und der biografischen Erwartbarkeit, sondern augenscheinlich von einigen weiteren Faktoren ab. Ausschlaggebend dürfte vor allem sein, welcher *kulturellen Codierung* der Forschungsgegenstand unterliegt. Gemeinhin ist der Tod einer geliebten Person ein besonders markantes Lebensereignis, ein Biografieeinschnitt (wie übrigens auch ein Biografiegenerator; Winkel 2008), der als prägend für die eigene Identität erlebt wird. Anders als andere ›lebensweltnahe‹ Themen (z.B. Modepräfe-

renzen, Hobbys, Reiseziele, Berufserfahrungen usw.) gilt die persönliche Behandlung des Verlustes eines bedeutsamen Anderen als (hochgradig) intime Angelegenheit, deren Thematisierung sich als spontaner Einstieg in eine Small-Talk-Unterhaltung mit dem unbekanntem Sitznachbarn im verspäteten ICE wenig eignet, sondern üblicherweise nur dem engeren sozialen Umfeld (Familie, Freunde, Partnerschaft) vorbehalten ist. Mit Menschen, die diesem nicht angehören, über Trauererlebnisse zu sprechen, ist im sozialen Alltag eine eher untypische Situation, sieht man einmal von (oft professionalisierten) Konstellationen wie Seelsorge, Psychotherapie oder Trauerbegleitung ab.

Mancher Zeitdiagnostiker vermag hierin ein Symptom für die *Tabuisierung des Todes* zu erkennen, die auf einen soziokulturellen Wandel zurückgeht und sich in mehreren Handlungsfeldern bemerkbar macht (dazu exemplarisch: Elias 1990). Im Kern besagt diese These, dass in der modernen Gesellschaft im Zuge von Pazifizierungs-, Technisierungs-, Professionalisierungs-, Institutionalisierungs- und Privatisierungsprozessen nicht nur weniger öffentlich gestorben wird, sondern dass auch das Reden über Tod und Trauer wesentlich zögerlicher, unsicherer, ja verschämter von statten geht als noch in früheren Tagen. Die Liste empirischer Belege, die hierfür gerne angeführt werden, ist lang und reicht von der Euphemisierung todesbezogener Inhalte in der Bestatterreklame (vgl. Berger/Lieban 1960: 227ff.) bis hin zu den gegenwärtig immer häufiger zu lesenden Hinweisen in Todesanzeigen, wonach »von Beileidsbekundungen am Grab abgesehen« werden soll – sofern die Beisetzung nicht sowieso schon »im engsten Kreis« und »in aller Stille« stattfindet oder stattgefunden hat.²²

Auch wenn sich dem gewiss einiges entgegensetzen ließe und der Sachverhalt ohnehin komplexer sein dürfte, als sich hier darstellen lässt, besteht Grund zur Annahme, dass neugierige Soziologen auf der Suche nach auskunftswilligen Interviewpartnern in Sachen Trauer auf vielfache Zurückweisung stoßen werden. Motive sind beispielsweise das Unbehagen, sich mit einer Person (deren genaueren Absichten man nicht kennt, der man aber Verwertungsinteressen unterstellen darf) über solche intimen Dinge zu unterhalten; die Scham für bestimmte Empfindungen oder Handlungen in Verbindung mit dem Verlust sowie die Befürchtung, während des Interviews die Kontrolle über seine Emotionen zu verlieren; oder schlicht-

22 Der englische Anthropologe Geoffrey Gorer spricht in diesem Zusammenhang von der »Pornography of Death« (Gorer 1955) und weist dem Lebensende als Gesprächsthema somit einen ähnlich marginalen Stellenwert zu wie der überdeutlichen Darstellung der Sexualität im viktorianischen Zeitalter.

weg das generelle Widerstreben, in einem Gespräch, dessen Verlauf man schwer antizipieren kann, zu diesem Krisenerlebnis kognitiv zurückzukehren und dabei mit schmerzhaften Erinnerungen konfrontiert zu werden.



Als wäre dies nicht genug, ergibt sich bei näherer Betrachtung unserer Fallauswahl und des inhaltlichen Fokus' dieses Bandes noch ein weiteres Problem. Schließlich interessieren wir uns nicht nur allgemein für Menschen mit Trauererfahrung, sondern insbesondere für diejenigen, die sich aus unterschiedlichen Gründen über die bestehenden Bestattungsgesetze hinweggesetzt, also etwas getan haben, wofür sie nicht nur sozial, sondern mitunter auch juristisch sanktioniert werden könnten. Konkret ist hier an die Herausgabe der Kremationsasche zu denken und an den autonomen Umgang damit, etwa durch Urnenaufbewahrung in der eigenen Wohnung, Teilung der Asche, Weiterverarbeitung zu einem Erinnerungsartefakt, Verstreuen an einem bestimmten Ort usw. Wie und wo findet man Menschen, die bereit sind, von ihren privaten Trauererfahrungen und obendrein von ihren nach deutschem Recht illegalen Handlungspraxen zu berichten? Ist von Vertretern dieser Teilpopulation – die aufgrund ihrer spezifischen Eigenschaften nun in der Tat eine spezielle Population darstellt – nicht schon allein aufgrund der rechtlichen Sanktionsbedrohung ein erhöhtes Interesse zu erwarten, dass ihre ›Geschichte‹ im Verborgenen bleibt?

Doch inwieweit haben sich diese und andere Annahmen, die im Vorfeld der Interviewplanung aufgetreten sind, letztlich überhaupt bestätigt? Erfreulicherweise erwies sich die Befürchtung, nicht genügend Interviewpart-

ner zu finden, bereits zu einem recht frühen Forschungszeitpunkt als unzutreffend. Hierin nun gleich eine handfeste Gegenevidenz zur Tabuisierungsthese zu sehen, wäre vielleicht etwas voreilig. Es ließe sich darüber nachdenken, ob die spezifischen Rahmenbedingungen des wissenschaftlichen Interviews bei den Zielpersonen nicht nur Reserviertheit hervorrufen, sondern im Gegenteil auch dazu führen können, dass sie im Bewusstsein der Anonymität gegenüber einem fremden Forscher, der sie nicht näher kennt und von dem sie (im Unterschied zum eigenen sozialen Umfeld) eine gewisse Sachlichkeit und Werturteilsfreiheit erwarten, eher bereit sind, sich in dieser persönlichen Angelegenheit zu äußern. Dessen unbeschadet ist die während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch populäre Annahme von der Tabuisierung des Todes zumindest relativierungsbedürftig geworden. Innerhalb der thanatosoziologischen Forschung wird inzwischen vielmehr von einer »Enttabuisierung« (Knoblauch 2009: 262), Wiederbelebung (»Revival«; Walter 1994), »Geschwätzigkeit« (Nassehi 2003: 301) und »neuen Sichtbarkeit« (Macho/Marek 2007) des Todes gesprochen.

Empirische Belege sind in vielerlei Hinsicht erbracht worden: Als Medienphänomen hat der Tod (und insbesondere der tote Körper) in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen (Schneider 2010; Meitzler 2017a); die in den 1960ern einsetzende und seither stark anwachsende Hospizbewegung kann als Idee gelesen werden, dem Lebensende buchstäblich mehr Raum zu geben (Dreßke 2005; Mielke 2007; Goebel 2012); im Schatten demografischer Transformationen werden vermehrt Diskurse über Sterbehilfe (Kamann 2009), Hirntod (Schlich/Wiesemann 2001) und Organspende (Groß/Kaiser/Tag 2016) geführt; die Gesetzgebung und die damit zusammenhängenden politischen Debatten verändern sich; Migrationsprozesse bringen neue Konzepte des Trauerns mit sich (Assmann/Maciejewski/Michaels 2005); Gedenkformen unterliegen einem Wandel (Fowler 2007); Grabgestaltungen werden zunehmend zum Ausgangspunkt individueller Aneignungen (Benkel/Meitzler 2014b; dies. 2016b); es bilden sich Expertenkulturen (Brüggen 2005); und vieles mehr. So verschiedenartig die genannten Felder sind, so notwendig erscheint eine differenziertere Betrachtung dessen, was eigentlich gemeint ist, wenn heute von »dem Tod« gesprochen wird. Wer ist zuständig: Medizin? Religion? Psychologie? Bzw. worum geht es: Sterben? Totsein? Tote Körper? Trauer? So oder so: In Zeiten der gesellschaftlichen Pluralität lässt sich die Frage nach der Tabuisierung oder Enttabuisierung nicht pauschal beantworten – und schon gar nicht abschließend.

Akquise von Interviewpartnern

Ebenso wie die Teilnehmenden des Online-Fragebogens sollten auch unsere Interviewpartner im Zuge der Akquise nicht mit unseren Forschungsabsichten »überfallen« werden, etwa durch das überraschende Abpassen am Friedhofstor oder das Ansprechen während eines Grabbesuchs. Stattdessen zogen wir es auch in diesem Fall vor, potenziell Interessierte schriftlich über die Studie und deren Hintergründe zu informieren und ihnen die Möglichkeit zu geben, anschließend über das je bevorzugte Kommunikationsmittel Kontakt mit uns aufzunehmen. Im Detail differierten die Zugangswege zu den späteren Interviewpartnern voneinander, was insbesondere der Heterogenität der getroffenen Gesamtfallauswahl geschuldet ist. Je nach ihrem Hintergrund und dem primären Erkenntnisinteresse, das wir an sie richteten, lassen sich unsere Kontaktpersonen grob nach drei Kategorien unterscheiden.

- Personen, die sich die Kremationsasche aushändigen ließen und autonom damit verfahren sind

In Anbetracht der Schwierigkeit, forschungsrelevante Akteure dieser Kategorie zu ermitteln, entschieden wir uns für eine Kontaktaufnahme, die gewissermaßen auf indirektem Wege erfolgen musste. Konkret wandten wir uns an all jene Bestatter, mit denen wir bereits bezüglich anderer Angelegenheiten²³ im Austausch standen, und fragten, ob sie uns Kontakte vermitteln können. Bei Zustimmung ließen wir dem Bestatter ein von uns verfasstes Anschreiben mitsamt vorfrankiertem Briefumschlag zur Weiterleitung an die Zielperson zukommen. Das Schreiben beinhaltete eine kurze Skizzierung unseres Forschungsvorhabens und eine Darstellung der Möglichkeiten, das Projekt zu unterstützen.

Hinsichtlich der weiteren Kommunikation sollten unsere Adressaten möglichst großen Spielraum erhalten. So stand es ihnen völlig frei, ob und in welcher Form ihre Rückmeldung und die spätere Befragung (persönlich, telefonisch, schriftlich) erfolgen sollten. Wurde der schriftliche Weg präferiert (was lediglich in zwei Fällen vorkam), versendeten wir einen Fra-

23 Das betrifft u.a. den Kontakt über unsere vorausgegangenen Forschungs- und Publikationstätigkeiten, Interviews, Vorträge in Bestattungsinstituten und Auftritte bei Podiumsdiskussionen.

gebogen,²⁴ während bei der mündlichen Befragung vorab Termin und ggf. Treffpunkt vereinbart wurden. Auch über die genauen Inhalte sowie über die Dauer des Gesprächs sollten die Teilnehmenden selbst entscheiden dürfen. Solche Zugeständnisse mögen der Forschungsmethodik auf den ersten Blick eine gewisse Beliebigkeit verleihen; sie gewinnen indes rasch an Plausibilität, wenn man sich die angesprochene heikle Ausgangslage (Intimität, Illegalität etc.) vor Augen führt. Zur Erhöhung der Teilnahmebereitschaft erschienen uns solche *vertrauensbildenden Maßnahmen* darum schon bei der ersten Kontaktaufnahme wichtig. Dazu gehörte auch, den Leser unseres Schreibens davon zu überzeugen, dass seine Mitwirkung für das Gelingen der Studie von hohem Wert sein würde und er einen wichtigen Beitrag dafür leisten kann, dass ein bisher noch unterbelichteter Diskurs an öffentlicher Aufmerksamkeit gewinnt. Weder sollte er befürchten, dass er sich für seinen Umgang mit der Kremationsasche an irgendeiner Stelle wird rechtfertigen müssen, noch, dass er aufgrund seiner Aussagen später in Misskredit geraten und/oder rechtlich belangt werden könnte.

Überdies wurden die Zielpersonen darauf hingewiesen, dass ihre Daten ausschließlich zu Forschungszwecken und selbstverständlich unter der Gewährung von Anonymität und äußerster Diskretion verwendet werden. Aussagen, die im Rahmen der Befragungen getätigt werden, sollten in die spätere Ergebnispublikation zwar mit einfließen, man würde sie dann aber nicht mehr auf die konkrete Identität ihres Urhebers zurückführen können. Die Umsetzung dieser Absicht sollte auch insofern unproblematisch sein, als ohnehin nicht Einzelakteure und ihre subjektiven Lebensumstände im Zentrum des Interesses standen, sondern die Positionen und Haltungen, die sie vertreten. Weil die Adressaten des Schreibens die Möglichkeit hatten, sich selbstständig zu melden, konnten sie auch den Forschern gegenüber mehr oder minder anonym auftreten – eine Nennung ihrer Namen und Adressen war nicht erforderlich.²⁵

24 Auch wenn mit diesem Erhebungsmodus einige Nachteile verbunden sind (u.a. die fehlende Möglichkeit, spontane Nachfragen zu stellen), respektierten wir den Wunsch und ließen den Teilnehmern ein Dokument mit zehn Kernfragen zukommen, welches sie uns daraufhin ausgefüllt zurücksandten.

25 Wie sich in späteren Gesprächssituationen herausstellte, wurde die von uns ausgesprochene Gewährung völliger Anonymität von manchen Interviewpartnern mit dem Hinweis pariert, dass man kein Problem damit habe, namentlich in Erscheinung zu treten. Einige der Befragten sahen im Gegenteil die Chance, eine längst fällige Debatte anzustoßen, die – so glaubten sie – durch den Verzicht auf Anonymität an *Authentizität* gewänne.

Dankenswerterweise traf unser Anliegen bei fast allen der von uns kontaktierten Bestatter auf positive Resonanz. Unter den genannten Bedingungen leiteten sie unsere Anschreiben an Kunden weiter, von denen sie annehmen, dass sie für unsere Studie in Frage kommen bzw. ein entsprechendes Maß an Mitteilungsbereitschaft aufweisen könnten.

- Menschen mit Trauererfahrungen im Allgemeinen

Im Laufe der Forschung hat sich unser Fokus dahingehend erweitert, dass nun nicht mehr nur die Überschreitung gegenwärtiger Bestattungsgesetze, sondern Trauerhandlungen im Allgemeinen von Interesse sein sollten – unabhängig von der gewählten Bestattungsvariante. Das bedeutet natürlich nicht, dass das Thema Autonomie (als selbstbestimmtes Suchen und Finden individueller Umgangsformen, Abkehr von Traditionen, Konflikte mit Institutionen oder anderen Angehörigen, Unzufriedenheit mit dem derzeitigen Sepulkralangebot und dergleichen) nicht auch bei dieser expandierten Fallauswahl eine wichtige Rolle spielte.

Verglichen mit der erstgenannten Kategorie erschien die methodische Ausgangslage wegen der höheren Inklusivität und geringeren Spezifität der Zielpopulation hier etwas einfacher. Gleichwohl blieb die bereits diskutierte Herausforderung bestehen, Personen zu finden, die nicht nur über Trauererfahrungen verfügen, sondern auch bereit sind, darüber zu reden. Statt Anschreiben zu verfassen und sie von Bestattern weiterleiten zu lassen, entschieden wir uns in diesem Fall für die Anfertigung eines Aufrufs, in dem wir den groben Hintergrund unseres Projektes erläuterten und Interessierte – ebenfalls unter der Gewährung von Anonymität und Diskretion – um Teilnahme baten. Den Aufruf verbreiteten wir über jene digitalen und analogen Kanäle, die wir auch im Kontext der oben erwähnten Online-Befragung bemüht hatten.

Neben der Rückmeldung auf unseren Aufruf ergaben sich weitere Wege der Kontaktaufnahme. Etwa ein Fünftel der Teilnehmenden der Online-Umfrage zeigte sich an einem weiterführenden Interview interessiert und hinterließ Kontaktdaten. Überdies vermittelte uns mancher Gesprächspartner Personen aus dem eigenen Familien-, Kollegen- oder Freundeskreis, die ebenfalls dazu bereit waren, sich zu ihren Trauererfahrungen befragen zu lassen.

- Berufspraktiker im Bereich der Trauerkultur

Ferner haben wir Interviews mit Personen geführt, deren berufliche Expertise für die Beantwortung unserer Forschungsfragen ebenfalls von Relevanz ist (mit einigen von ihnen standen wir bereits seit längerem in Kon-

takt). Bestatter, Steinmetze, Pfarrer, Hospizmitarbeiter, Palliativmediziner, Trauerbegleiter und andere Berufsakteure sind aufgrund ihrer professionellen Rolle besonders nah an jenen Menschen, für deren Erlebnisse, Absichten und Handlungen wir uns interessieren. Praktiker können Soziologen auf besondere Weise Einblicke und Zugänge in das anvisierte Forschungsfeld vermitteln; bald mehr, bald weniger bewusst verraten sie ihnen auch etwas über ihre eigene Berufsauffassung und ihre Normalitätserwartungen in Bezug auf Sterben, Tod und Trauer. Besonders lohnenswert erscheinen dabei Überlegungen zum Verhältnis von Berufspraxis auf der einen und den Haltungen gegenüber der Endlichkeitsthematik auf der anderen Seite. Wird etwa die Berufswahl durch spezifische Einstellungen wahrscheinlicher bzw. inwieweit verändern sich Letztere in Abhängigkeit zu alltäglichen und weniger alltäglichen Berufserfahrungen? Das hier in Erscheinung tretende Spezialwissen unterscheidet sich ohne Frage vom *soziologischen* Spezialwissen – ein Umstand, der jederzeit mitreflektiert werden muss. Andererseits erweist sich gerade der Austausch von Wissenschaft und Praxis für beide Seiten als ausgesprochen gewinnbringend, so zumindest der Eindruck nach unseren bisherigen Forschungsunternehmungen.

Die getroffene Unterscheidung nach drei Kategorien von Befragten ist keineswegs trennscharf, zwischen den einzelnen Gruppen kommt es durchaus zu Überschneidungen: Interviewpartner, die sich Kremationsasche aushändigen ließen, verfügen für gewöhnlich auch über Erfahrungen mit konventionellen Bestattungsmethoden; die eine oder andere Person, die ursprünglich zu ihren allgemeinen Trauererfahrungen befragt werden wollte und sollte, erzählte mitten im Interview plötzlich, dass sie die Urne eines Verwandten im Wohnzimmerschrank stehen oder die Asche an einem bestimmten Ort verstreut hat; und viele der Berufsexperten wurden insofern in einer ›Doppelrolle‹ adressiert, als sie nicht lediglich über einen professionellen, sondern auch über einen privaten Zugang zu Trauer haben, der meist unaufgefordert mit angesprochen wurde. Beide Rollen lassen sich schwerlich isoliert voneinander betrachten, vielmehr kann durchaus eine Wechselseitigkeit unterstellt werden, deren Analyse aufschlussreiche Erkenntnisse verspricht.

Nachdem nun die unterschiedlichen Zugangswege zur Gewinnung von Interviewpartnern dargelegt wurden, befasst sich der nächste Abschnitt mit der konkreten Interviewdurchführung. Im Fokus der Reflexion stehen jene Gespräche, in den es explizit um die Trauererfahrungen der jeweiligen Untersuchungsperson ging.

Interviewdurchführung

Interviews, die den irreversiblen Verlust einer emotional besetzten Sozialbeziehung zum Inhalt haben, sind mit einigen Voraussetzungen verbunden. Wer sie führt, dem verlangen sie ein hohes Maß an Empathie ab, und wer an ihnen teilnimmt, der wird mit einem meist fundamentalen Einschnitt in der eigenen Lebenswelt konfrontiert. Nach einer zufriedenstellenden Antwort auf die Frage, wie man sich als Interviewer in solch einer speziellen Situation optimalerweise verhält, dürfte man in den gängigen Lehrbüchern vergeblich suchen, weil es diesbezüglich keine Patentrezepte gibt. So unterschiedlich Menschen mit Trauer umgehen, so unterschiedlich können die Narrationen ausfallen, in denen sie von diesem Umgang erzählen, und so fallsensibel muss sich der Forschende auf sie einstellen.

Die empirische Sozialforschung kennt zahlreiche Varianten von Interviews, die sich hinsichtlich bestimmter Aspekte differenzieren lassen (dazu ausführlich Lamnek 2005: 330ff.). Einige Beispielfaktoren: die Anzahl der befragten Personen (Einzel- vs. Gruppeninterview), die Form (mündlich vs. schriftlich), das Medium der Kommunikation (persönlich, telefonisch, internetbasiert usw.), der sogenannte Autoritätsanspruch des Interviewenden (hart, weich oder neutral), die Art und Weise der Frageformulierung (offene vs. geschlossene Fragen).

Ein anderes zentrales Unterscheidungskriterium ist der Grad der *Standardisierung*. Diese Begrifflichkeit ist bereits weiter oben im Zusammenhang mit der Online-Umfrage als standardisiertes Erhebungsinstrument zur Sprache gekommen. Aber nicht nur schriftliche, sondern auch mündliche Befragungen können standardisiert sein. Bei einem standardisierten Interview verwendet der Interviewende einen ausgearbeiteten und zuvor getesteten Fragebogen, den er in Bezug auf Reihenfolge, Vollständigkeit und Wortlaut von einem Interview zum nächsten streng befolgt. Die einzelnen Fragen sind meist so gestellt, dass sie sich vom Interviewten kurz und prägnant beantworten lassen. Diese Bedingungen sorgen in der Regel dafür, dass der Interviewende den Gesprächsverlauf leicht antizipieren kann, er mit keinen besonderen Überraschungsmomenten zu rechnen hat und ein sehr überschaubares Maß an Improvisationskunst geboten ist. Der Umstand, dass den Interviewten relativ wenig Raum zur Entfaltung einer Antwort gegeben wird, mag zu der (gerade von Vertretern des qualitativen Paradigmas nur allzu gerne vorgebrachten) zynischen Schlussfolgerung verleiten, anhand von standardisierten Interviews erfahre man mehr über das Wissen der Fragebogenkonstrukteure als über das der Befragten (vgl. Reichertz 2016: 200). Demgegenüber liegt, wie ebenfalls bereits konstatiert, der pragmatische Mehrwert der Standardisierung in der vergleichsweise

aufwandsarmen Realisierung einer hohen Fallzahl sowie in der besseren Vergleichbarkeit einzelner Interviews.

Das Pendant zum standardisierten stellt das *nicht-standardisierte* bzw. *offene Interview* dar. Es ist dadurch gekennzeichnet, dass außer einem vorgegebenen Generalthema für das Gespräch keine weiteren Vorgaben bestehen. Wo ein ausgefüllter Fragebogen fehlt und der Interviewpartner zu längeren Erzählepisoden eingeladen ist, können die Befragungen nicht nur hinsichtlich ihrer Dauer, sondern auch ihres konkreten Verlaufs beträchtlich variieren und durchaus überraschende Wendungen bzw. Perspektivverschiebungen bereithalten.

Der prinzipiell offene Verlauf erfordert es umso mehr, das Gespräch in Gang zu setzen und in Gang zu halten, in passenden Momenten vertiefend nachzufragen oder sich im Sinne eines erzählunterstützenden Schweigens (vgl. Küsters 2014: 578) strategisch zurückzuhalten. Wie gut dies gelingt, hängt nicht allein vom Improvisationsgeschick, von den fachlichen Kompetenzen und Persönlichkeitsmerkmalen (subjektive Einstellungen, Präferenzen, Abneigungen usw.) des Interviewers ab, sondern auch davon, inwieweit sein Gegenüber bereit und in der Lage ist, auf entsprechende Impulse zu reagieren. Nicht zu unterschätzen ist ferner das, was sich zwischen den beiden Interagierenden bewusst und unbewusst abspielt – wechselseitige Sympathien und Antipathien können den Interviewverlauf und das Interviewresultat entscheidend beeinflussen.

Anders als bei standardisierten Befragungen oder bei Interviews in außerwissenschaftlichen (etwa: journalistischen) Kontexten kommt das landläufig bekannte Ablaufmuster, wonach der Interviewende ausschließlich derjenige ist, der die Fragen stellt, und der Interviewte ausschließlich derjenige ist, der die Antworten gibt, hier nur bedingt zum Tragen. Je nach Erkenntnisinteresse der Studie und dem ›Background‹ des Gesprächspartners kann der Interviewende »die Rolle des distanzierten ›Befragers‹« insofern verlassen, als er durchaus auch Stellung zu bestimmten Aussagen bezieht, sich auf Gegenfragen einlässt, »flexibel auf den ›Befragten‹ eingeht und dabei seine eigenen Reaktionen genau reflektiert« (Bortz/Döring 2006: 308f.). Auf diese Weise kommt das Interview einem ›natürlichen‹ Alltagsgespräch jenseits der wissenschaftlichen Versuchskulisse wesentlich näher, als dies standardisierte Befragungen vermögen.

Zwischen den beiden Polen ›standardisiert‹ und ›nicht-standardisiert‹ befindet sich das *teil-standardisierte* Interview, dessen formale und inhaltliche Ausrichtung weder völlig verbindlich festgelegt noch gänzlich offen ist. Ein Interviewleidfaden steckt den groben Rahmen ab, indem er dem Forschenden eine übersichtliche Auswahl an Fragen bietet, auf die er während des Gesprächs zurückgreifen kann – mehr aber auch nicht. Statt sich

der »Leitfadenbürokratie« (Hopf 1978: 101) zu unterwerfen, alle vorbereiteten Themenfelder nacheinander abzuhaken und sich dabei sklavisch an Reihenfolge und Wortlaut der Fragen zu halten, ist der Leitfaden eher als Orientierungshilfe zu sehen, die insbesondere dann bedeutsam werden kann, wenn das Gespräch ins Stocken gerät oder zu sehr vom eigentlichen Untersuchungsgegenstand abschweift.

Wichtiger als die Orientierung am Leitfaden ist jedoch die Orientierung an den Äußerungen des Interviewpartners.²⁶ Fragen werden folglich nicht dann gestellt, wenn der Fragebogen dies vorsieht, sondern dann, wenn sie dem Interviewenden als sinnvoll erscheinen. Spontane Einfälle, die sich aus der individuellen Gesprächsdynamik heraus ergeben und auf Zusammenhänge abzielen, die vom ursprünglichen Leitfaden zwar abweichen, indes gewinnbringende Erkenntnisse versprechen, sind nicht nur erlaubt, sondern sogar ausdrücklich erwünscht. Zudem erhält der Befragte üblicherweise die Möglichkeit, seinerseits Fragen aufzuwerfen und Aspekte zu ergänzen, die ihm wichtig erscheinen und nach seiner Einschätzung im bisherigen Gespräch zu kurz gekommen sind. Der interaktive Austausch, der sich zwischen Interviewer und Interviewtem entfaltet, ist nicht lediglich als notwendiges Übel zu betrachten, um an verwertbare Informationen zu gelangen, sondern gilt selbst schon als »ein wesentlicher Teil des Forschungsprozesses« (Rosenthal 2014: 141).

Im vorliegenden Forschungskontext fiel die Entscheidung deshalb auf das teilstandardisierte Interview, weil es einerseits flexibel auf die konkrete Gesprächssituation und -konstellation eingestellt werden kann, ohne dass dabei andererseits das essenzielle Erkenntnisinteresse aus den Augen verloren wird. Abgesehen von einigen Leitfragen, die den Kern unseres Forschungsvorhabens (implizit) erfassen, haben wir bewusst auf weitere Standardisierungen verzichtet. Ansonsten wäre es schwergefallen, den je besonderen Lebensumständen unserer Untersuchungspersonen gerecht zu werden, von denen wir im Vorfeld nicht wissen konnten, wer zu welchem Aspekt wie viel sagen kann oder will. Damit verbunden ist eine prinzipielle Offenheit gegenüber den Inhalten, die ins Zentrum des Gesprächs rücken können. Gleichzeitig konnte auf diese Weise jeder Gesprächspartner selbst entscheiden, an welchen seiner Trauererfahrungen er den Interviewenden teilhaben lassen möchte und was eher unausgesprochen bleiben soll. (In-

26 Welche Relevanz dem Leitfaden insgesamt zukommt, hängt letztlich davon ab, wie wichtig es dem Forschenden ist, spätere Interviewprotokolle bzw. -transkripte miteinander vergleichen zu können. Insofern kann eine stärkere Befolgung des Leitfadens gewährleisten, dass die »gleichen Bezugspunkte berührt werden« (Merton/Kendall 1979: 184).

des verrät auch und gerade das Nicht-explicit-Machen bestimmter Inhalte im Zuge rhetorischer Vermeidungsstrategien Grundlegendes über den Fall!)

Im Unterschied zur standardisierten Online-Umfrage bestand die ausdrückliche Absicht unserer Interviews darin, den Teilnehmenden genügend Gelegenheit zu bieten, zurückliegende biografische Erlebnisse und Entscheidungsprozesse in angemessenem Umfang zu rekonstruieren, vergangene Handlungsverkettungen retrospektiv zu interpretieren und dem Zuhörer nachvollziehbar zu machen, wie sich das Eine aus dem Anderen ergeben hat. Es ging also darum, »die in die Gegenwart transportierte Erfahrungsaufschichtung durch die Dynamik des Erzählvorgangs« wieder zu verflüssigen (Glinka 2008: 9). Von einem einschränkenden Frage-Antwort-Muster abzusehen, erschien nicht zuletzt angesichts dieser hochkomplexen, hochspezifischen und noch dazu hochsensiblen Thematik mehr als angemessen. Die gewählte Gesprächsvariante könnte man deshalb auch als Spielart des *narrativen Interviews* begreifen, »welches den Informanten zu einer umfassenden und detaillierten Stegreiferzählung persönlicher Ereignisverwicklungen [...] veranlasst« (Schütze 1987: 49).

Die einer geringen Standardisierung geschuldeten Freiheitsgrade erweitern nicht nur die Möglichkeiten des Interviewten, sie erlauben überdies dem Interviewenden eine emphatische Partizipation an der ihm vorgetragenen Erzählung und bereiten den Boden für eine vertrauensvolle Beziehung. Kennzeichnend hierfür ist »eine betont einfühlsame, entgegenkommende und emotional beteiligte Gesprächsführung [...]. Man hofft, dem Befragten auf diese Art seine Hemmungen zu nehmen und ihn zu reichhaltigeren und aufrichtigeren Antworten anzuregen« (Bortz/Döring 2006: 239). Vertrauensgenerierende Maßnahmen, in der empirischen Sozialforschung auch als *Herstellen von Rapport* bezeichnet, enden demnach keineswegs in dem Moment, in dem sich die Zielperson für ein Interview bereit erklärt, sondern sie sind auch im weiteren Verlauf von elementarer Bedeutung. Eine möglichst alltagsnahe Gesprächsatmosphäre, in der sich die Befragten wohl fühlen und offen über ihre Erlebnisse und Einstellungen sprechen können, weil sie wissen, dass ihre Aussagen auf Interesse stoßen und diskret behandelt werden, erhöht die Qualität der Interviewdaten.

Der Stellenwert eines geglückten Gesprächseinstieges ist dabei nicht zu unterschätzen, kristallisiert sich doch bereits zu diesem frühen Zeitpunkt häufig heraus, welche Erwartungen beide Kommunikationspartner voneinander hegen und wie sie ihr Verhältnis zueinander interpretieren. Ein geeigneter *Erzählstimulus* kann dabei helfen, den möglicherweise noch unsicheren und angespannten Teilnehmer – für gewöhnlich gehört das Interview-Werden nicht zu seiner alltäglichen Routine – zu »zwanglosen« Aus-

führungen einzuladen, mit denen er einerseits einen wertvollen wissenschaftlichen Beitrag liefern und andererseits »nichts falsch machen« kann. Allzu spezifische, herausfordernde, provokante Fragen erweisen sich demgegenüber als eher ungeeignet, denn hierdurch läuft man Gefahr, den anderen gleich zu Beginn in Erklärungsnöte zu bringen, ihn in die Defensive zu drängen oder ihn gar daran zweifeln zu lassen, überhaupt die richtige Untersuchungsperson für diese Studie zu sein. Mit der eher allgemein gehaltenen Frage nach bisherigen Erfahrungen im Umgang mit Trauer wurde der Einstieg stattdessen so gewählt, dass der Interviewte anhand persönlicher Relevanzsetzungen eine längere Erzählsequenz entfalten und damit zugleich einen Horizont für den weiteren Gesprächsverlauf aufspannen konnte.



Gelingt es dem Interviewenden mit einer geeigneten Einstiegsfrage Narrationen bei seinem Gesprächspartner auszulösen, gilt es zunächst, »sich auf seine Rolle als interessierter Zuhörer« (Lamnek 2005: 359) zu beschränken und möglichst wenig zu intervenieren. Dem Erzähler wird einerseits die Entscheidungsfreiheit über die Strukturierung und den Detailierungsgrad seiner Geschichte zugestanden (sowie die Definitionshoheit darüber, was in diesem Zusammenhang mehr und was weniger wichtig ist), andererseits

wird ihm die Kompetenz und Bereitschaft abverlangt, mit diesen Zugeständnissen auch adäquat umzugehen. Was der eine als willkommene Gelegenheit sieht, ausführlich zu erzählen, was ihn bewegt, kann von jemand anderem als Zumutung empfunden werden, der er sich am liebsten entzieht. Einmal mehr wird hieran die für die qualitative Forschung elementare Erkenntnis deutlich, dass Interviewpartner eben keine beliebig austauschbaren Datenträger sind, an denen man ›die Wahrheit‹ nur abzulesen braucht (vgl. Bortz/Döring 2006: 248). Ungleichheiten bestehen folglich nicht bloß beim Zeitbudget, sondern u.a. auch im Hinblick auf die (selbst empfundene) persönliche Involviertheit in die Thematik, das alltagsweltliche und/oder fachliche Interesse an der Studie, das subjektive ›Wissenschaftsbild‹, die Erwartungen an die Rolle des Probanden (und die des Forschenden), die narrative Kompetenz, die Interaktions- und Kooperationsbereitschaft, die Fähigkeit, sich an die für den Wissenschaftler relevante Begebenheiten zu erinnern, den kulturellen Hintergrund,²⁷ das Ausmaß der Extrovertiertheit/Introvertiertheit, die Ambitionen, den Gesprächsverlauf zu gestalten und dabei persönliche Interessen zur Geltung kommen zu lassen, und dergleichen mehr. Demgemäß liegt die Herausforderung für den Interviewenden darin, von Beginn an ein Gespür für die Eigenschaften seines Gesprächspartners zu entwickeln und den eigenen Interviewstil daran auszurichten.²⁸

Narrative Interviewsequenzen waren für unser Forschungsdesign eine wichtige Datengrundlage, gleichwohl bedeuten längere Erzählepisoden weder automatisch bessere Daten, noch war eine ausgesprochen hohe narrative Kompetenz zwingende Bedingung für die Teilnahme an unserer Studie. Nicht jedes unserer Gespräche war ein narratives Interview im strengen Sinne, vielmehr kann hier zwischen verschiedenen Graden der Narrativität unterschieden werden. Letztlich gilt das, was auch auf alle anderen Interviewformate zutrifft: Es handelt sich um Idealtypen, deren Abgrenzung mehr analytischer denn forschungspraktischer Natur ist. Meist lässt sich ein geführtes Gespräch als Konglomerat aus verschiedenen Elementen (narrativ, episodisch, biografisch, problemzentriert usw.) betrachten und somit weder eindeutig der einen noch der anderen Kategorie zuordnen.

27 Schließlich ist es nicht in jeder Kultur sozial legitim, einer fremden Person ausgiebig über private Angelegenheiten zu berichten (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014: 9).

28 Bei aller Betonung interpersoneller Unterschiede sind *situative Faktoren* nicht minder gewichtig. Wer sich mit der zugewiesenen Erzählerrolle anfangs schwer tut, kann sie im weiteren Gesprächsverlauf, nach der ominösen ›Auftauphase‹, durchaus noch zu schätzen lernen oder sich zumindest mit ihr arrangieren.

Unter Abwesenden – Charakteristika des telefonischen Interviews

Im Zeitraum von Januar 2015 bis Dezember 2018 konnten wir insgesamt 126 qualitative Interviews mit einer durchschnittlichen Dauer von circa 85 Minuten realisieren (das kürzeste Gespräch dauerte 29, das längste 182 Minuten).²⁹ 11 der Gespräche fanden persönlich, d.h. face-to-face statt (in Cafés, im Universitätsbüro oder am Arbeitsort des Interviewten), eines via Internet (*Skype*), und alle anderen Befragungen – die deutliche Mehrheit – wurden telefonisch geführt.³⁰ Gegenüber dem klassischen Vis-à-Vis als »Prototyp aller gesellschaftlichen Interaktion« (Berger/Luckmann 2004: 31) bringt das Kommunikationsmedium Telefon einige für die Gesprächssituation nicht unerhebliche und vor allem in methodologischer Hinsicht bedenkenswerte Spezifika mit sich. Während die Fachliteratur reichliche Auseinandersetzungen mit dem qualitativen Leitfadenterview im Allgemeinen aufweist (siehe z.B. Gläser/Laudel 2010; Flick 2006), sind die besonderen Ausgangsbedingungen von Telefoninterviews bislang wenig beleuchtet worden (Schulz/Ruddat 2012).

Das Telefon schafft gleichermaßen Nähe wie Distanz. Nähe schafft es, indem sich Menschen über größere Entfernungen hinweg ohne höheren zeitlichen, logistischen und finanziellen Aufwand synchron miteinander austauschen, und Sozialwissenschaftler auf ressourcenschonende Weise auch größere Stichproben erreichen können. Distanz entsteht wiederum insofern, als dieser Austausch »unter Abwesenden« (Kieserling 1999) und damit unter Ausblendung nonverbaler Kommunikationsformen geschieht, die für das Interview unter Anwesenden ansonsten charakteristisch sind. Sämtliche visuelle Daten in Form von Mimik und Gestik, Blickkontakten und -vermeidungen, Kleidung usw. – die Sprache des Körpers also, die bekanntlich nicht immer der willentlichen Steuerung gehorcht und gerade deshalb so interessant ist – können auf telefonischen Wegen nicht erfasst werden.³¹

29 Auch wenn ein längeres Interview die Gelegenheit bietet, mehr Daten zu generieren, lässt sich deren Qualität natürlich nicht pauschal an der Gesprächsdauer ableiten. Im Einklang mit dem qualitativen Paradigma sind die Fälle stattdessen in ihrer Singularität zu betrachten – und ein Gespräch von 30 Minuten (oder weniger) kann somit aufschlussreicher ausfallen als so manches zweistündige.

30 Mit der Interviewführung waren neben den drei Autoren dieses Bandes noch zwei Projektmitarbeiterinnen befasst.

31 Ob diese visuellen Daten dort, wo sie tatsächlich erfassbar sind (etwa im Kontext von face-to-face-Interviews), bei der späteren Analyse auch Berücksichtigung finden, steht freilich auf einem anderen Blatt (Opdenakker 2006).

Eine derartige, wie man gewissermaßen sagen könnte, »Schweigsamkeit des Sozialen« (Hirschauer 2001) kann zu Missverständnissen und Unsicherheiten darüber führen, wie das Vorgetragene am anderen Ende der Leitung ankommt.³² Für den gerade im Trauerkontext so wichtigen Vertrauensaufbau fehlen dem Interviewenden essenzielle kommunikative Mittel: Ein Lächeln, eine Blickerwiderung oder ein verständnisvolles Nicken verlieren ihre Wirkung, wenn das Gegenüber, welches hier eben kein leibhaftig präsent Gegenüber ist, davon keine Notiz nehmen kann. Das Gleiche gilt für den Einsatz nonverbaler Zeichen, um dem Gesprächspartner zu signalisieren, nun selbst das Wort ergreifen zu wollen, oder um ihn zur Fortsetzung einer begonnenen Narration zu animieren. Auch aus Sicht des Befragten sind die dem Kommunikationsmedium geschuldeten Ausdrucks- und Resonanzrestriktionen mit gewissen Unwägbarkeiten verbunden, die sich insbesondere während längerer Erzählepisoden äußern können: Stößt meine Geschichte beim anderen auf nachhaltiges Interesse – oder überfordere ich ihn mit zu vielen Details? Beantworte ich gerade seine Frage oder wollte er eigentlich etwas ganz anderes erfahren?³³ Weil der Interviewende um das Es-nicht-so-genau-wissen-Können seines Gesprächspartners weiß oder diesbezüglich zumindest eine Erwartung hat, verfolgt er für gewöhnlich das Interesse an einer Kompensation seines abwesenden Resonanzkörpers. Hierfür bleibt ihm die Wirkmacht seiner Stimme – ein spezifischer

-
- 32 Damit sind nicht nur konkrete Wortbeiträge gemeint, sondern auch Gesprächspausen, die zwar häufig als unangenehm empfunden werden, deren Aushalten-Können jedoch gerade zu den Kernkompetenzen eines methodisch geschulten Interviewers gehört. Das Telefonsetting sorgt nun insofern für eine Erhöhung von Komplexität, als das Schweigen des anderen unter erschwerten Bedingungen dechiffriert werden muss (sofern dies überhaupt gelingt). Vielleicht ist es ein Zeichen höchster Konzentration und der Interviewte braucht schlichtweg einen Moment, um die aus seiner Sicht richtigen Worte zur Beantwortung meiner Frage zu finden? Vielleicht ist er aber auch genau damit überfordert und möchte mich mit seinem Schweigen darum bitten, die Frage anders zu formulieren? Vielleicht stellt meine Frage aber auch keine sachliche, sondern eine emotionale Überforderung dar und mein Gesprächspartner kennt zwar die Antwort, möchte sie jedoch nicht preisgeben? Vielleicht ist er aber auch gerade abgelenkt, weil es an der Tür geklingelt, eines der Kinder gerufen oder der Hund etwas angestellt hat? Oder ist am Ende der Telefon-Akku leer?
- 33 Das soll hingegen nicht bedeuten, dass bei Telefoninterviews lediglich der jeweils gesprochene Text vernommen werden kann. Relevant ist nicht nur, was gesagt wird, sondern auch und vor allem, *wie* es gesagt wird. Über das Medium Stimme verraten die Interagierenden mehr oder minder unbeabsichtigt Essenzielles über ihre aktuelle Befindlichkeit (fröhlich, traurig, überrascht, genervt, gerührt, konzentriert, entspannt, nervös usw.) und über spezifische habituelle Eigenschaften.

Sprachduktus, eine bestimmte Intonation von Wörtern, oder eben ein in regelmäßigen Abständen vorgebrachtes »Mmm-Hmm«. ³⁴

Auf der anderen Seite geht mit der Distanz auch eine wechselseitige (optische) Anonymität und Unverbindlichkeit einher, die nicht ausschließlich problematisch sein und zu einer niedrigeren Datenqualität führen muss, sondern sich positiv auf die Teilnahmebereitschaft und die Offenheit der Untersuchungsperson auswirken kann (insbesondere bei heiklen Themen wie Trauer und Gesetzesübertretungen). ³⁵ Das »Telefon als selbstbestimmtes Medium« (Schulz/Ruddat 2012: unpag.) ermöglicht es ihr, dass sie niemandem etwas »ins Gesicht sagen« muss; der geografische Hiatus zwischen ihr und dem Interviewenden fungiert als eine Art Schutzraum, der es ihr offen lässt, an welchem Ort sie sich während des Interviews aufhält – sie kann einerseits eine vertraute und intime Umgebung wählen (etwa die »eigenen vier Wände«), ohne andererseits einer fremden Person in dieses »Territorium des Selbst« (Goffman 2009: 54ff.) physischen Zutritt gewähren zu müssen. (Selbige Annehmlichkeiten werden dem Interviewenden zuteil.) Für den Fall, dass der Befragte die Unterhaltung abbrechen möchte – ein Wunsch, mit dem angesichts des Gesprächsgegenstandes zwar prinzipiell zu rechnen ist, der während unserer Studie jedoch zu keinem Zeitpunkt geäußert oder realisiert wurde –, sind die Hürden bei

34 Hinzu kommt, dass bei Telefoninterviews keine zusätzlichen Stimuli, wie etwa die Vorlage von visuellem Material, eingebracht werden können (zum fotogestützten Interview siehe Dimbath 2013). In den Gesprächen, die wir face-to-face führen konnten, haben wir den Befragten an passender Stelle einige selbst angefertigte Fotografien von zeitgenössischen Grabstätten vorgelegt und sie jeweils um ein Statement gebeten. Zwar wäre das Zeigen von Bildern prinzipiell auch im Rahmen der Telefoninterviews möglich gewesen – beispielsweise durch Vorabversand der Fotodateien per E-Mail –, jedoch haben wir aus forschungslogistischen Gründen von dieser Option abgesehen.

35 Entsprechende Zusammenhänge wurden in der Vergangenheit von mehreren Autoren nachgewiesen (siehe z.B. Reuband/Blasius 1996; Lamnek/Schäfer 1998; Weissman/Steer/Lipton 1986). In einer qualitativen Studie zu kinderlosen Doppel-Karriere-Beziehungen führten Schulz und Ruddat (2012) Interviews sowohl face-to-face als auch telefonisch; dabei stellten sie fest, dass die Befragten bei den Telefongesprächen stärker dazu tendierten, auch intime Kontexte (Sexualität, Trauerfälle usw.) zu thematisieren. »Möglicherweise fühlen sich die Befragten durch die räumliche und optische Distanz freier und antworten demnach unbeschwerter und ehrlicher.« Einschränkend weisen die Autoren indes darauf hin, »dass Erfahrungen aus quantitativen Erhebungen eine gegenläufige Tendenz zeigen. [...] Vielleicht beruht diese verstärkte Verweigerungshaltung darauf, dass die Befragten ihre Antworten nicht wie bei einem qualitativen Interview erläutern, erklären oder begründen können.« (Ebd.: unpag.)

einem Telefonat wesentlich niedriger, als unter den Bedingungen räumlicher Kopräsenz. Es genügt ein Tastendruck.

Dem Interviewenden bietet die fernmündliche Kommunikation insofern Entlastung, als er keine Kontrolle über den adäquaten Einsatz von Gestik und Mimik wahren, sondern sich lediglich auf die auditiven Aspekte (die eigenen wie die des anderen) konzentrieren muss. Sogenannte *Interviewereffekte*, verstanden als Antwortverzerrungen des Befragten, die auf die Anwesenheit und die Wirkung des Forschenden zurückzuführen sind, lassen sich hierdurch reduzieren. Soziodemografische Indikatoren wie Alter, Geschlecht und Bildungsgrad mögen zwar nach wie vor im Spiel sein und die Gesprächsdynamik beeinflussen, indes steht die Person des Interviewers zugunsten seiner Wortbeiträge insgesamt weniger im Vordergrund, als dies bei einer persönlichen Begegnung der Fall wäre. Das wiederum kann die Hemmung senken, auch solche Aspekte anzusprechen, die intime Lebensbereiche des Interviewpartners tangieren.

Soziodemografische Merkmale der Interviewten

Im Hinblick auf die soziodemografischen Merkmale jener Personen, die uns ein Interview gegeben haben, sind einige, hier nur in Form exemplarischer Auszüge vorgetragene Aspekte zu berücksichtigen. Zunächst fällt auf, dass (wie auch bereits bei der Online-Umfrage) die überwiegende Zahl der Teilnehmenden (etwa 80%) weiblich ist. Dafür könnte man auf den ersten Blick recht profane Gründe demografischer Art vermuten: Aufgrund der geschlechtsspezifischen Mortalität gibt es hierzulande rund viermal so viele Witwen wie Witwer (vgl. Stegmann/Bieber 2012: 47). Die Statistik spricht eine deutliche Sprache, doch halten wir diese Ungleichverteilung schon deshalb nicht für den ausschlaggebenden Punkt, weil die von uns untersuchten Fälle neben der trauernden Witwe noch diverse weitere Konstellationen kennen (z.B. der Verlust von Eltern, Kindern, Geschwistern, Freunden oder Arbeitskollegen). Eine plausiblere Erklärung für die Geschlechterdifferenz – welche im Übrigen keine Eigenheit unserer Studie³⁶ und deren Forschungsgegenstand darstellt, sondern sich in ähnlicher Weise auch bei vielen anderen Untersuchungen findet – bieten etwa *sozialisationszentrierte Ansätze*. Es hat den Anschein, dass in der westlichen Gesellschaft der expressive Umgang mit Emotionen, nicht zuletzt mit der Trauer

36 Siehe auch den nahezu identischen Anteil weiblicher Teilnehmerinnen an der Studie von Wissert (2013) über die Wirkungen von Trauerbegleitung.

um einen verstorbenen Menschen, stärker ein Bestandteil der weiblichen als der männlichen Sozialisation ist (vgl. Götz 2013: 266f.; Kahlert 2014: 151; Klein 2011: 240; Höpflinger 2017). Demzufolge erhöhen sich der Wunsch und die Bereitschaft, über seine Verlusterlebnisse zu sprechen, wenn man gelernt hat, dass dies nicht nur legitim ist, sondern mithin auch zur (hier: weiblichen) Rollenerwartung gehört. Zudem wird Frauen im Allgemeinen ein höheres Maß an Empathie und Aufgeschlossenheit zugeschrieben – was sich positiv auf die Beteiligung an qualitativen Studien auswirkt.

Das Durchschnittsalter unserer Interviewpartner im Erhebungszeitraum beträgt knapp 52 Jahre.³⁷ Dieser Wert verwundert nicht, wenn man sich vergegenwärtigt, dass ein höheres Lebensalter nicht nur mit einer größeren Lebenserfahrung, sondern auch mit zunehmenden Todeserfahrungen einhergeht. Insbesondere diejenigen Befragten, die sich die Kremationsasche ihres Verstorbenen aushändigen ließen, sind in einem Alter, in dem man vermehrt zum Kreise der Bestattungspflichtigen gehört und dadurch überhaupt erst in die Lage gerät, entsprechende Entscheidungen zu treffen bzw. umzusetzen. Die Interviewten jener Kategorie verfügten entweder über die Asche ihres Ehepartners oder über die eines Elternteils. Unter den restlichen Gesprächspartnern sind freilich auch Personen, die zum Interviewzeitpunkt jünger als 25 Jahre waren. Im Vergleich zu den älteren Probanden wiesen sie jedoch zum einen weniger Trauererfahrungen auf und zum anderen ist niemand von ihnen bereits für die Auswahl einer Beisetzungsart und/oder die Gestaltung einer Ruhestätte hauptverantwortlich gewesen. Dass das Durchschnittsalter der Teilnehmenden des Online-Fragebogens mit circa 44 Jahren etwas niedriger ausfällt, dürfte insbesondere dem Umstand geschuldet sein, dass Vertreter der jüngeren Alterskohorte eine höhere Internetaffinität besitzen und der Fragebogen – der ebenso unter den Studierenden kursierte – verstärkt auch diese Population erreicht hat.

Bei den Teilnehmenden zeigte sich ferner eine Tendenz zu höheren Bildungsabschlüssen. Auch hierbei handelt es sich um einen für qualitative Studien nicht ungewöhnlichen Befund. Unter Berücksichtigung der Gefahren von Pauschalisierungen und monokausalen Erklärungen kann hinter einem höheren Bildungsniveau ein allgemein größeres Interesse an gesellschaftsrelevanten, die eigene Lebenswelt transzendierenden Themen sowie ein stärker ausgebildetes Vermögen vermutet werden, persönliche Gefühle, Erlebnisse, Haltungen und Handlungen zum Reflexionsgegenstand zu machen und diese mithin auch kritisch zu hinterfragen. Gerade qualita-

37 Die jüngste Person war zum Interviewzeitpunkt 20, die älteste 87 Jahre alt.

tive Forschungsdesigns, bei denen einem nicht lediglich das Ankreuzen von vorgegebenen Antwortoptionen abverlangt wird, sondern die Bereitschaft, zurückliegende Ereignisse bald mehr, bald weniger spontan in längere, rhetorisch konsistente Erzählungen zu transformieren³⁸ (was einschließt, mit unerwarteten Fragen konfrontiert zu werden), mögen insbesondere bei Menschen aus bildungsferneren Schichten Unbehagen, Abneigung und Angst »vor etwaigen negativen Konsequenzen« auslösen. »Unterschichtangehörige sehen in einer Befragung häufig eine Art Test und befürchten, den kognitiven Anforderungen einer Befragung nicht gewachsen zu sein, weshalb sie oft aufgrund von Minderwertigkeitsgefühlen verweigern« (Schütte/Schmies 2014: 800).

Stichprobenselektivität, wie hier insbesondere am Beispiel von Geschlecht und Bildungsniveau angeführt, ist trotz einer für qualitative Erhebungen vergleichsweise hohen Fallzahl schwer vermeidbar. Das mindert nicht per se den Wert der Daten, ist aber bei deren Auswertung mit zu reflektieren. Es stellt sich die Frage, inwieweit sich die Ergebnisse unserer Studie auch auf jene Bevölkerungsgruppen übertragen lassen, die aufgrund eines spezifischen Merkmals (hier: persönliche Erfahrungen im Umgang mit Trauer) forschungsrelevant wären, aus unterschiedlichen Gründen allerdings nicht erreicht wurden. Nicht nur soziodemografische Faktoren können über die Wahrscheinlichkeit einer Teilnahme entscheiden, sondern auch inhaltliche Einstellungen gegenüber der Forschungsthematik. Wer mit einer bestimmten Ausgangssituation (hier: mit dem gesellschaftlichen Verhältnis zu Tod und Trauer bzw. mit den Bestattungsgesetzen in den deutschen Bundesländern) unzufrieden ist und für deren Veränderung eintritt, dem darf man ein gesteigertes Interesse unterstellen, auf öffentlichem Parkett – und dazu zählen eben auch wissenschaftliche Studien – »gehört« zu werden. Entsprechende Absichtsäußerungen finden sich, mal mehr und mal weniger explizit, auch in unserem Interviewmaterial. Wie groß fällt demgegenüber das Interesse derjenigen aus, die mit all dem einverstanden sind und sich deshalb nicht weiter damit beschäftigen – oder die sich umgekehrt gar nicht damit beschäftigen und deshalb auch keinen Innovationsbedarf sehen?

38 Das (Nicht-)Vorhandensein eines der Interviewsituation angemessenen sprachlichen Artikulationsvermögens könnte eine wesentliche Facette bei der Entscheidung für oder gegen die Teilnahme sein. Dass sich unter unseren Gesprächspartnern fast ausschließlich Muttersprachler befanden, halten wir jedenfalls nicht für einen Zufall.

Abschließende Reflexionen der Gesprächsdynamik

Innerhalb der qualitativen Sozialforschung gehören Interviews gegenwärtig zu den am häufigsten verwendeten Datenerhebungsmethoden. Offenbar hat es sich herumgesprochen, dass man mit Menschen reden muss, wenn man etwas über ihre Lebenswelt erfahren will. Nichtsdestotrotz legen Interviewdaten keineswegs letzte Wahrheiten offen, denn ihr Entstehen ist immerzu in soziale Konstruktionsprozesse eingebunden, die sowohl vonseiten des Interviewten wie auch vonseiten des Interviewenden vollzogen werden. Dies wird allerdings gerne übersehen und die Erzählungen von bestimmten Erfahrungen werden fälschlicherweise mit den Erfahrungen als solche verwechselt (vgl. Honer 1993: 246). Interviewdaten sind keine unbestechliche Kopie der vergangenen Wirklichkeit, sondern grundsätzlich rekonstruktiv überformt. Sie schieben sich »wie eine Wischblende über das, was sie zu repräsentieren vorgeben; das Ergebnis ist ein stark verschwommenes Bild, auf dem die Konturen des Objekts und die Wirkung des Filters nicht mehr auseinanderzuhalten sind« (Bergmann 1985: 307).³⁹ Eine erzählte Erfahrung ist stets eine vom Erzähler *gedeutete* Erfahrung (vgl. Reichertz 2016: 187; Bude 1984), strategisch angepasst an und einbettet in eine bestimmte Kommunikationssituation (eben beispielsweise ein Interview). Und was der Rezipient unter dieser Erzählung versteht, ist seinerseits eine Deutung – sozusagen: eine Deutung einer Deutung einer Erfahrung.

39 Gerade dem biografischen Standpunkt kommt dabei eine kaum zu überschätzende Relevanz zu. Die erlittenen Verluste, die Thema der Interviews waren, haben sich zu ganz unterschiedlichen Zeitpunkten im Leben der Befragten ereignet – der jüngste Todesfall lag nur wenige Wochen zurück, der älteste mehrere Jahrzehnte. (Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass sowohl ein zu kurzfristig geschehener als auch ein zu lang in der Vergangenheit liegender Trauerfall von Probanden der Online-Umfrage als Begründung gegen die Teilnahme an einem weiterführenden Interview genannt wurden. Gibt es einen optimalen Termin?) Interviewdaten sind somit immer nur Momentaufnahmen, die zu einer anderen Zeit sehr wahrscheinlich anders ausfallen würden. Das soziale Verhältnis zum Verstorbenen, die emotionale Bewertung seiner ›Nicht-Präsenz‹, die Bedeutung kraftgebender Trauer- und Erinnerungsrituale, die Zufriedenheit mit der Wahl einer Bestattungsart, der Stellenwert eines Beisetzungsortes und vieles Weitere sind keine festen, sondern dynamische Größen. Langzeituntersuchungen, in denen die Befragten zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal interviewt werden, versprechen vor diesem Hintergrund spannende Erkenntnisse.

Der nachfolgende finale Abschnitt befasst sich mit einigen weiteren reflexionswürdigen Gesichtspunkten, die auch und vor allem bei Interviews mit Trauernden relevant sind.

- Soziale Erwünschtheit

Wie bereits an früherer Stelle konstatiert, sind Menschen in Interaktionssituationen tendenziell darauf bedacht, im Sinne einer kalkulierten öffentlichen Selbstpräsentation das Bild, das andere von ihnen haben (sollen), möglichst positiv zu beeinflussen. Allen Bemühungen um eine angenehme, vertraute und diskrete Gesprächsatmosphäre zum Trotz – und unbeschadet der Möglichkeit, dass sich der Befragte an einem Ort aufhält, zu dem er nur wenigen Menschen Zutritt gewährt – finden Interviews auf der *Vorderbühne* statt (Goffman 2006: 100ff.). Der Erzähler trägt seine Geschichte nicht für sich selbst vor, sondern für ein auf den ersten Blick überschaubares Publikum (den Interviewer), das auf den zweiten Blick vielleicht gar nicht mehr so überschaubar ist (potenzielle Leser der späteren Forschungspublication).⁴⁰ Dazu bedient er sich, möchte man die Goffman'sche Terminologie noch weiter strapazieren, zahlreicher dramaturgischer Mittel: Überzeichnung, Ausblendung, Straffung, Selektion und dergleichen. Erzählt wird vor allem das, was sich mit dem eigenen Selbstbild und den Erwartungen von *sozialer Erwünschtheit* vereinbaren lässt – umso mehr, je höher die normative Aufladung und das moralische Empörungspotenzial des thematisierten Gegenstandes ausfallen (die Trauer um einen verstorbenen Menschen dürfte recht weit vorne liegen). Das Wissen um jene potenzielle Verzerrungsquelle gehört zur Standardausrüstung eines empirisch arbeitenden Sozialforschers. Was seine Untersuchungsperson sagt, ist nicht automatisch das, was sie meint.

Dies ist jedoch weniger als Plädoyer zu verstehen, seinen Interviewpartnern grundsätzlich zu misstrauen und die Authentizität einer jeden Erzählung anzuzweifeln. Was im Hinblick auf Trauer tatsächlich eine private Meinung darstellt, und was im Dienste der sozialen Anerkennung und der Vermeidung negativer Sanktionierung schlichtweg ›nur gesagt‹ wird, ist

40 Dieser Umstand mag auch durch das Wissen des Interviewten befeuert werden, dass seine Aussagen meist nicht lediglich protokolliert bzw. *ex post* aus dem Forschungsgedächtnis heraus rekonstruiert werden, sondern dass jedes seiner Wörter von einem Gerät aufgezeichnet wird und sich somit der späteren ›Herrschaft‹ des Sprechers entzieht. Gleichwohl berichten Wissenschaftskollegen häufig – unsere Erfahrungen decken sich damit –, dass »das Aufzeichnungsgerät und der Fakt des Mitschneidens im Laufe des Interviews meist in Vergessenheit geraten« (Gläser/Laudel 2010: 158).

von außen ohnehin nicht zuverlässig zu ermitteln, sondern weiß – wenn überhaupt – nur der Trauernde selbst. Und weil Interviews immerzu in sozialen Kontexten stattfinden und somit innerhalb einer Gesellschaft, die von spezifischen Normalitätserwartungen getragen wird, lässt sich in solchen Forschungen ein an sozialer Erwünschtheit ausgerichtetes Antwortverhalten niemals gänzlich eliminieren. Dennoch ist diese Drittvariable ernst zu nehmen und ihr möglicher Einfluss auf die Interviewdaten zu berücksichtigen. Dieser lässt sich durch bestimmte Fragetechniken zumindest in einem gewissen Ausmaß kontrollieren und minimieren.⁴¹

- Tränen

Wer Interviews mit Menschen führt, die von ihrer Trauer erzählen, hat damit zu rechnen, dass diese Gespräche mitunter sehr emotional ausfallen und dass es zu Momenten kommen kann, in denen sowohl der Interviewte als auch der Interviewer in Verlegenheit geraten. Schließlich geht es, wie in diesem Text mehrfach betont, bei qualitativen Interviews nicht lediglich um das sachgerechte Sammeln und Auswerten von Informationen, sondern um den Aufbau von und die Arbeit an einer sozialen Beziehung. Die vorgetragenen Geschichten sind keine beliebigen Erlebnisberichte, sondern häufig werden hochdramatische Schicksalsschläge mitgeteilt, die nicht nur ihren Erzähler betroffen machen.⁴² Gelegentlich kam es vor, dass der Gesprächspartner ins Stocken geriet, um Fassung rang oder gar für einen Augenblick in Tränen ausbrach. Diese Momente auszuhalten, dem

41 Als zuträglich können sich ferner die bereits angesprochene Distanz und Anonymität im Rahmen einer telefonbasierten Unterhaltung erweisen.

42 Die Frage nach den Emotionen des Wissenschaftlers vor, während und nach einem Interview wurde im sozialwissenschaftlichen Methodendiskurs bislang relativ selten thematisiert (siehe aber Flam/Kleres 2015). Nicht zuletzt in Bezug auf die Trauerthematik ergeben sich spannende Anschlussüberlegungen, deren weitere Vertiefung lohnenswert erscheint: Wo verläuft etwa der Grat zwischen einer eher symbolischen und einer affektuellen Anteilnahme? Wie wichtig ist es, in solchen Momenten die Kontrolle zu behalten und Abstand zum Untersuchungsgegenstand zu wahren? Gibt es so etwas wie eine unbemerkte, aber folgenreiche wissenschaftliche *Emotionssozialisation*? Gewöhnt man sich schlichtweg an das ›Leiden der anderen‹? Und was ist, wenn nicht nur der Interviewte, sondern auch der Interviewende Tränen vergießt? Welche Auswirkungen hätte dies für die weitere Gesprächsdynamik? Sind Soziologentränen illegitime Tränen, weil sie die Vorstellung von wissenschaftlicher Professionalität konterkarieren und eine Distanz aufheben, die unbedingt notwendig ist? Oder sind sie im Gegenteil sogar als essenzielle Erkenntnisquelle ernst zu nehmen: Wenn (die eigenen) Tränen nicht lügen, dann lügen auch nicht die daraus ableitbaren Daten (Gould 2015)?

inneren Drang zu widerstehen, seinen Gesprächspartner mit einem schlagartigen Themenwechsel abzulenken, ihm stattdessen die Zeit zu geben, die er benötigt, ihm empathisch das Gefühl zu vermitteln, dass dieser zeitweilige Kontrollverlust absolut legitim ist, und ein situationsabhängiges Feingefühl dafür, wie detailliert man überhaupt nachfragen soll, um an forschungsrelevante Informationen zu gelangen – ob man also einem bestimmten Thema trotz beiderseitiger Anstrengungserscheinungen weiter nachgehen oder zur Wahrung einer möglichst angenehmen Gesprächsatmosphäre besser mehr Vorsicht walten lassen sollte – all das gehört zu den wesentlichen Anforderungen des Interviewers im Trauerkontext.

Gerade solchen Forschenden, die mit ihrem Handwerk noch nicht so sehr vertraut sind und für die die Befragung einer fremden Person mit derart intimen Inhalten vermutlich ein Novum bedeutet, mögen Situationen wie diese höchst befremdlich erscheinen und eine enorme psychologische/soziale Herausforderung darstellen. Wie sehr man ihr gewachsen ist und wie sehr man an ihr wächst, hat natürlich nicht nur mit den persönlichen Eigenschaften des Interviewenden und seinen Vorerfahrungen zu tun, sondern auch mit dem Gesprächspartner und der Beziehung zu ihm. Wie sich diese gestaltet und ob es überhaupt zu den beschriebenen heiklen Momenten kommt, lässt sich im Vorfeld schwer antizipieren. Im Kontinuum von defensiver Nüchternheit und expressiver Emotionalität, so eine Erkenntnis aus unserer Forschung, bieten die einzelnen Interviews eine bemerkenswerte Variation. Während manche Personen einen relativ abgeklärten Umgang an den Tag legten oder zumindest einen entsprechenden Eindruck erweckten, ließen andere erkennen, dass sie den Verlust (zum Teil auch nach vielen Jahren/Jahrzehnten) nicht überwunden hatten, und meldeten mitunter Zweifel an, dass dies überhaupt jemals möglich sei.⁴³ Zudem verstanden sich nicht alle Befragten zum Zeitpunkt des Gesprächs als Trauernde, sondern vielmehr als Menschen mit Trauer- bzw. Verlusterfahrung – ein feiner Unterschied, der durchaus von Gewicht sein kann.

43 Allein aus dem Verhalten des Gesprächspartners lassen sich freilich nur vage Mutmaßungen über dessen faktische affektuelle Betroffenheit und den Status quo seiner Trauer anstellen. Wer während eines Interviews Tränen vergießt, trauert nicht automatisch mehr als jemand, der dies nicht tut – ein solcher Kausalschluss wäre schon deshalb unterkomplex, weil er die Wirkmacht sozialer Normen der Privatisierung und Regulation von Emotionen ausblendet. Ohnehin liegt unsere Aufgabe nicht darin, zu bewerten, wie erfolgreich eine Untersuchungsperson ihren Verlust bewältigt hat; gleichwohl ist diese schwer zugängliche Variable bei der Entscheidung für oder gegen eine Interviewteilnahme (und letztendlich auch für die Gesprächsdynamik) sicher nicht ohne Belang.

- Definition der Interviewsituation

In welche Richtung ein Interview verläuft, hängt nicht zuletzt davon ab, wie die jeweils Beteiligten den Gesprächsrahmen deuten. Meist geschieht dies implizit, d.h. das, was die Interagierenden in ihrer Interaktion sehen, bringen sie zwar in ebendiese ein, es kommt jedoch nicht ausdrücklich zur Sprache, sondern ist mehr oder minder ›zwischen den Zeilen‹ zu lesen. Aufschlüsse versprechen beispielsweise Antworten auf die Frage, was einen zur Teilnahme an unserer Studie bewogen hat. Neben dem Wunsch, etwas verändern zu wollen, wurde auffallend häufig darauf aufmerksam gemacht, dass man – gemäß dem subjektiven Empfinden – nur selten die Gelegenheit erhält, mit einem anderen Menschen über die eigene Trauer zu sprechen, ohne dabei Konsequenzen zu befürchten (Ignoranz, Distanzierung, Unverständnis, Zurückweisung, Verurteilung, aber auch ein ›Zuviele an Mitleid und Bemutterung). Ansprechpartner finden sich klassischerweise im Familien- oder Freundeskreis, in der Person des Lebensgefährten – manchmal aber auch im professionalisierten Bereich (Trauergruppe, Seelsorge, Psychotherapie).

Auch ein Soziologe, der zu Trauer forscht, tut dies von einer professionellen Warte aus. Doch obwohl sich gewisse Parallelen zu psychotherapeutischen und (telefon-)seelsorgerischen ›Trauerthematisierungszusammenhängen⁴⁴ nicht leugnen lassen (offene, narrative Ausrichtung, gemeinsamer Beziehungsaufbau, Auskünfte des Befragten über intime Dinge, unterstützendes Zuhören durch den Interviewer usw.), folgt das qualitative Interview ausdrücklich anderen Prinzipien. Diese stehen nicht etwa im Dienst der Trauerbewältigung, der psychosozialen Intervention bzw. der Hilfe (zur Selbsthilfe) in einer akuten Notlage, sondern der methodisch kontrollierten Generierung von wissenschaftlichen Daten. Ob ein qualitatives Interview gut oder weniger gut gelungen ist, bemisst sich folglich nicht an der anschließenden Gefühlslage des Befragten – wenngleich unter forschungsethischen Gesichtspunkten negative Effekte wohl kaum beabsichtigt sein dürften und sich das Gespräch optimalerweise für beide Akteure als gewinnbringend (zumindest nicht als verlustbringend) erweist. Von der

44 Dass Psychotherapie, Seelsorge und Trauerbegleitung hier in einem Atemzug erwähnt werden, ist allein der notwendigen Reduktion von Komplexität geschuldet und erfolgt unter Anerkennung grundlegender Unterschiede, die jene Konzepte schon hinsichtlich Tätigkeitsqualifikation, Voraussetzungen, Klientel, Ziele, Durchführung und ihrer Variantenvielfalt aufweisen. Ihr verbindendes Element besteht in der Bemühung um Intervention eines spezifischen Problemzustandes – das macht sie als Kontrastfolie zu qualitativen Interviews attraktiv.

Figur des Therapeuten unterscheidet sich die des Interviewers bereits in seinem Autoritätsanspruch: »Therapists become authority figures, responsible for life changes and improvement; they seek to enable affective experiencing, cognitive mastery, and behavioral regulation. Qualitative research interviewers are more equal partners in an intersubjective storytelling experience.« (Rossetto 2014: 483)

Obwohl der Interviewer sich seiner Wissenschaftlerrolle mit den an sie gerichteten Erwartungen bewusst ist und wohl kaum ernsthafte therapeutische Ambitionen hegen dürfte, stellen sich in der Forschungspraxis doch einige Unsicherheiten ein, die insbesondere das Verhältnis von Distanz und Nähe betreffen. Wie distanziert steht man den Kommunikationsinhalten und Deutungsangeboten des anderen gegenüber, um nicht zu therapeutisch/seelsorgerisch zu wirken – und wie viel Nähe ist andererseits notwendig, um nicht zu emotions- und teilnahmslos, oder gar desinteressiert zu wirken? Soll man die teils unter Tränen berichteten Erlebnisse lediglich registrieren, um den Gesprächspartner in seiner weiteren Erzählung möglichst wenig zu beeinflussen? Oder erreicht man eine in den einschlägigen Lehrbüchern oft empfohlene »natürliche« Gesprächsatmosphäre gerade dadurch, dass man sich in dieser Angelegenheit so verhält, wie man sich in außerwissenschaftlichen Kontexten verhalten würde? Pauschale Lösungen gibt es nicht; solche und andere Fragen müssen die Forschenden aus der jeweiligen Situation heraus (und im Einklang mit ihrer konkreten Forschungsfrage) für sich beantworten. Jedenfalls wird hier deutlich, dass die Wissenschaftlerrolle, konfrontiert man sie mit dem spezifischen Bezugsrahmen der Trauer, eben doch nicht so klar ist, wie man vielleicht meinen möchte.

Auch wenn das Studium der Soziologie weder zum Psychotherapeuten noch zum Seelsorger noch zum Trauerbegleiter qualifiziert, wissenschaftliche Interviews eigenen Absichten folgen und sich auch die Interviewpartner für gewöhnlich nicht in der Rolle des hilfebedürftigen Klienten sehen,⁴⁵ kann es im Zuge des Gesprächs durchaus zu (nicht-intendierten)

45 Das Gegenteil lässt sich natürlich nie ganz ausschließen – denn sonst wären die Erwartungen, die Wissenschaftler und ihre Gesprächspartner an ein qualitatives Interview richten, immerzu deckungsgleich und man könnte die genauen Absichten des jeweils anderen völlig durchschauen. Manchmal bringen Forschungsteilnehmer ihr persönliches Verständnis von der Wissenschaftlerrolle explizit zum Ausdruck. In einem telefonischen Vorgespräch zur Abstimmung eines Interviewtermins betonte ein Proband, wie wichtig es ihm sei, endlich mit jemandem über seine Erlebnisse sprechen zu können – bisher habe er nämlich keinen Therapieplatz bei einem Psychiater bekommen!

quasi-therapeutischen Effekten kommen. Dazu zählen ausgelöste Reflexionsprozesse, die nicht nur den Interviewverlauf, sondern auch den weiteren Umgang mit der Trauer prägen, das Emporkommen längst vergessener Erinnerungen, neu erschlossene Horizonte und (Selbst-)Erkenntnisse bis hin zu Neuinterpretationen des Verlustes, der Trauer und der Beziehung zum Verstorbenen – oder schlichtweg das befreiende Gefühl, in einem geschützten Kommunikationsraum, in dem man mit seiner Trauer ernst genommen wird, sich etwas ›von der Seele‹ reden zu können (vgl. Loch/Rosenthal 2002: 223), ohne dabei bestimmte Auffassungen, Gefühle, Entscheidungen usw. verteidigen zu müssen.⁴⁶ Die Gleichsetzung von Interviews mit der bloßen Übertragung von Informationen, bei der nur der Befragte etwas gibt und nur der Interviewende etwas nimmt, greift auch und gerade vor diesem Hintergrund zu kurz. Es liegt vielmehr ein wechselseitiges Geben und Nehmen vor; die freiwillige Partizipation an einer wissenschaftlichen Studie, für die man kein Geld bekommt, aber Zeit investieren muss, ist jedenfalls nicht allein auf altruistische oder prinzipiell wissenschaftsfreundliche Beweggründe zurückzuführen (Reichert 2012; Meitzler 2017b).

Der angedeuteten Berührungspunkte zum Trotz ist beim Vergleich von qualitativen Interviews mit psychotherapeutischen bzw. seelsorgerischen Gesprächen prinzipiell Vorsicht geboten. Es hängt vom konkreten Untersuchungsgegenstand ab, wie sehr einem Interview therapeutische Potenziale zuzutrauen sind. Und auch wenn es tatsächlich um den Verlust eines Sozialpartners geht, wäre es doch etwas voreilig, würde man dem Forschungsteilnehmenden ein pauschales Interventionsinteresse unterstellen. Nicht für jeden Hinterbliebenen gilt ein Todesfall als akutes Krisenerlebnis mit längerfristigen psychosozialen Folgen und das Darüber-interviewt-Werden als heilsame Erfahrung. Inwiefern all dies tatsächlich der Fall ist, ist nicht zuletzt eine Frage der (nachträglichen) Deutung des Befragten (vgl. Birch/Miller 2000: 194). So betrachtet mögen manche Interviews ihrem Charakter nach ›therapeutischer‹ sein als andere. Ferner kann Forschung

46 Passend dazu resümierte eine Interviewpartnerin am Ende des Gesprächs: »Ich muss jetzt sagen, jetzt so im Nachhinein denk' ich mir, das Gespräch mit Ihnen, das war jetzt toll. Weil man da doch mal auch jemandem, der *wirklich* interessiert ist, weil die meisten Leute sind auch nicht wirklich interessiert, wenn man ihnen sowas erzählt. Die hören dann zwar zu und sagen: ja. Aber bei Ihnen war das jetzt so, dass Sie sich wirklich dafür interessiert haben, für Gefühle, für Emotionen und den ganzen technischen Ablauf auch. Ja das hat mir jetzt doch, muss ich sagen, das fand' ich jetzt prima!« (Interview M106, 62:31)

nicht nur Einfluss auf die subjektive Sichtweise des Beforschten nehmen, sondern auch auf die des Forschenden.

- Subjektivität des Forschenden

Weiter oben wurde bereits festgehalten, dass qualitative Interviews den Wissenschaftler vor die Herausforderung stellen, nicht lediglich Fragen zu formulieren und sich »hinter der Rolle des neutralen, bloß analysierenden Beobachters« zu verstecken (Hopf 1978: 107), sondern sich darüber hinaus »als Person« einzubringen und an der sozialen Beziehung zu seinem Gesprächspartner aktiv mitzuarbeiten. Dass Interviewer nicht lediglich informationsverarbeitende Maschinen sind, sondern »lebende Messinstrumente«, die ein eigensinniges »Reaktions- und Einstellungsvermögen« besitzen (Bortz/Döring 2006: 246) und *nolens volens* immer wieder ihre eigenen subjektiven Qualitäten in die Interviewsituation hineintragen, dürfte innerhalb der qualitativen Sozialforschung kaum mehr bezweifelt werden.⁴⁷ Und welches Untersuchungsfeld provoziert die Frage nach der Forscher-subjektivität deutlicher als der Umgang mit dem Lebensende?



47 Doch nicht nur während der Datenerhebung, sondern auch in den anderen Phasen des Forschungsprozesses (Suchen und Finden von Thema und Fragestellung, Datenauswertung, Theoriebildung, Ergebnisdarstellung) spielt die Forschersubjektivität eine Rolle (Reichertz 2015).

Als »Grenzsituation per excellence« (Berger/Luckmann 2004: 108) überschreitet der Tod aufgrund seiner Nicht-Erfahrbarkeit die eigene Lebenswelt; gleichzeitig ist das Sterblichkeitswissen elementarer Bestandteil ebendieser und schiebt sich je nach konkreter Ausgangslage bald mehr, bald weniger aufdringlich ins Bewusstsein. Anders als bei solchen Forschungsgegenständen, die aufgrund hochspezifischer Eigenheiten wahrscheinlich keine Berührungspunkte zum alltagsweltlichen, d.h. außerwissenschaftlichen Leben des Forschenden aufweisen, ist es schier unmöglich, keine wie auch immer geartete Haltung zum Lebensende zu haben. Es ist weder als erwartbares biografisches Faktum noch als Wissensbestand eliminierbar. Das wiederum erleichtert eine »Vertauschbarkeit der Standpunkte. Wäre ich dort, wo er [der andere; MM] jetzt ist, würde ich die Dinge in gleicher Perspektive, Distanz, Reichweite erfahren wie er; und wäre er hier, wo ich jetzt bin, würde er die Dinge in gleicher Perspektive erfahren wie ich« (Schütz/Luckmann 2003: 99). Was eine bestimmte Angelegenheit für jemanden bedeutet, ist vor allem dann nachvollziehbar, wenn man selbst schon einmal in einer vergleichbaren Situation gewesen ist (das ist die Kernprämisse der sogenannten *lebensweltanalytischen Ethnografie*; Honer 1993; Hitzler/Eisewicht 2016).⁴⁸ Kein Forscher mag glaubhaft versichern können, sich nicht schon einmal in irgendeiner Weise gedanklich mit der Endlichkeit auseinandergesetzt zu haben; in den meisten Fällen wird man sogar davon ausgehen können, dass diese Auseinandersetzung nicht nur theoretisch-abstrakter Natur gewesen ist, sondern sich auch schon mindestens einmal als konkrete Trauererfahrung geäußert hat. Und auch ohne sie besteht zumindest eine Vorstellung davon, »dass man jeden Moment selbst die Seite wechseln und vom Forscher zum Betroffenen, zum Trauernden werden kann« (Aka 2007: 37).

Trotz aller artifizieller Befremdungsbemühungen geht der Wissenschaftler nicht als unbeschriebenes Blatt in die Interviewsituation, sondern er führt ein »Gepäckwissen« (Benkel 2013: 86) mit sich. Zwar mag dieses Ge-

48 Sein *lebensweltliches Trauerwissen* kann dem Interviewenden ohne Zweifel dabei helfen, sich in die Situation seiner Untersuchungsperson hineinzuversetzen und somit bestimmte Gefühle, Gedanken und Handlungen nachzuvollziehen – dies gelingt jedoch immer nur bis zu einem gewissen Punkt. Die von beiden Interagierenden geteilte Erfahrung des Verlustes eines bedeutsamen Anderen bietet eine Ressource für annäherndes, nicht aber für totales Verstehen (selbst wenn es sich bei diesem bedeutsamen Anderen um dieselbe Person handeln würde). Denn andernfalls wäre Trauer nichts weiter als eine automatisierte Reaktion auf einen bestimmten Reiz, die sich von einem Fall zum nächsten in gleicher Weise wiederholt. Das würde (nicht zuletzt in der zeitgenössischen, pluralen Gesellschaft) der Komplexität des Gegenstandes alles andere als gerecht werden.

päck mal leichter und mal schwerer ausfallen, ablegen lässt es sich allerdings nicht, sondern es begleitet einen während des gesamten Forschungsprozesses und meldet sich auch und gerade während der konkreten Interviewsituation zu Wort. Ist somit all das, was der Gesprächspartner mitteilt, nur vor dem Hintergrund der eigenen Einstellung zum Tod im Allgemeinen und der subjektiven Trauererfahrungen im Besonderen zu verstehen? Es lässt sich zumindest nicht leugnen, dass die doch recht unterschiedlichen Erzählungen zugleich unterschiedliche affektuelle Reaktionen beim Interviewenden auslösen können. Manchem davon wird er mit größerer Distanz begegnen, weil er es als ›unumgängliche Lebensrealität‹ verbuchen kann. Anderes mag ihn ob seiner Tragik weitaus mehr berühren, ja vielleicht sogar schockieren und ein Gefühl höchster Beklommenheit auslösen, etwa weil das fremde Schicksal auffallend an das eigene Schicksal erinnert oder weil es grundlegende Ängste tangiert (z.B. davor, dem eigenen Kind könnte etwas zustoßen; man könnte die Nachricht vom plötzlichen Unfalltod eines Nahestehenden erhalten; oder es besteht die Sorge, im jungen Alter an einer schweren Erkrankung sterben zu müssen – bzw. im hohen Alter erst nach einer langen Leidenszeit sterben zu *dürfen*).

Nicht nur im Zusammenhang mit der Trauerthematik gilt: Der Versuch, seine eigene Betroffenheit und Perspektivgebundenheit im Dienste der Wissenschaft vollends auszuradieren, ist zum Scheitern verurteilt, und es stellt sich ohnehin die Frage, was damit gewonnen wäre. »Lässt man die Forscher/innensubjektivität etwas mehr zu, dann sind Interviews keine Datenerhebungen mehr, sondern Gespräche mit einem Gegenüber, und Auswerten ist kein Kodieren mehr, sondern das Deuten von Handlungen. Und das tut unter dem Strich auch der Forschung gut« (Reichertz 2015: unpag.). Subjektive Reaktionen des Forschers sind deshalb nicht schlichtweg »als Quelle einer bedauerlichen Störung [abzutun], sondern als wichtige, ja sogar unverzichtbare Quelle relevanter, ergänzender verhaltenswissenschaftlicher Daten« anzuerkennen (Devereux 1984: 52).

Ferner stellt sich die Frage, inwieweit der Interviewende sein Gepäckwissen nicht nur hintergründig ›mitschwingen‹ lassen, sondern auch explizit machen soll. Das Mitteilen eigener Ansichten, vielleicht sogar die Preisgabe persönlicher Trauererfahrungen könnten insbesondere jenen Gesprächen, die nicht so recht in Gang kommen wollen oder zu sehr festgefahren erscheinen, neue Impulse verleihen und insofern zu einer vertrauensvollen Atmosphäre beitragen, als der Forscher damit signalisiert, auch ›etwas zu investieren‹. Andererseits geht damit die Gefahr einher, die Äußerungen des Interviewten durch die Präsentation einer möglicherweise normativ wirkenden Vergleichsfolie unnötig zu manipulieren. Das gilt erst recht dann, wenn der Gesprächspartner eher eigenwillige Ansichten vertritt, die

konträr zu denen des Wissenschaftlers stehen. Unsere Teilnehmenden sprachen bisweilen davon, dass diese oder jene ihrer Verhaltensweisen⁴⁹ »krank« sei oder zumindest »nicht ganz normal«; anderen Erzählungen wurde ein kurzer Prolog vorausgeschickt, der sinngemäß lautet: »Ich weiß, das hört sich für Sie jetzt verrückt an...« Solche Deutungsangebote bringen den Interviewer in die ungünstige Position, nicht *nicht* normativ auf sie reagieren zu können. Soll man die Selbststigmatisierung des anderen relativieren, etwa indem man ihm gegenüber beteuert, schon häufiger von solchen Dingen gehört, sie womöglich sogar selbst schon einmal getan zu haben? Oder ist in diesem Zusammenhang weniger tatsächlich *mehr*? Doch selbst (oder gerade) wenn man das Gesagte schweigend ignoriert bzw. schlichtweg zu einem anderen Thema übergeht, könnte dieses kommunikative Manöver entsprechende Deutungen auf der anderen Seite nach sich ziehen.

Das qualitative Interview stellt sich vor diesem Hintergrund als Balanceakt heraus, der darin besteht, sich einerseits weit genug selbst einzubringen, um die Frage-Antwort-Statik zu überwinden und die Künstlichkeit des Gesprächsarrangements zu vermindern, ohne dabei andererseits dem Gegenüber Erwartungen von Normalität und sozialer Erwünschtheit zu suggerieren, die wiederum als Drittvariablen auf die Qualität der Daten einwirken. Inwieweit sich dieser Anspruch in der konkreten Interviewsituation faktisch umsetzen lässt, ist eine andere Frage. Die gezielte Thematisierung eigener Einstellungen und Erfahrungen vonseiten des Interviewenden könnte bei der Untersuchungsperson wiederum den Eindruck erwecken, ihr werde nicht die erhoffte Aufmerksamkeit zuteil und es gehe gar nicht so sehr um ihre Person, sondern um die des Forschenden. Nicht zuletzt aus diesen Gründen haben wir es während der Interviews so weit wie möglich vermieden, unser lebensweltliches Trauerwissen offen zu legen. Auch sollten die Interviewpartner optimalerweise nicht schon im Vorfeld durch unsere bisherigen wissenschaftlichen Erkenntnisse beeinflusst werden – derweil sich diese Variable natürlich nur bedingt kontrollieren lässt.⁵⁰

49 Auffallend häufig genannt wurde in diesem Kontext das Reden mit Verstorbenen.

50 Die überwiegende Mehrheit der Befragten hatte sich vor ihrer Teilnahme nicht näher mit unseren thanatologischen Arbeiten auseinandergesetzt und war somit noch relativ unvoreingenommen. Andere kannten uns bereits aus früheren Zusammenhängen (insbesondere die oben erwähnten Berufspraktiker) oder recherchierten im Vorfeld des Gesprächs im Internet. Wieder andere baten uns nach dem Interview um die Zusendung von Fachliteratur aus unserer Feder.

Umgang mit dem Interviewmaterial und Ausblick

Sämtliche unserer Interviews wurden – nach ausdrücklicher Zustimmung der Teilnehmenden – mit einem Diktiergerät aufgezeichnet.⁵¹ Der handlungsentlastende Nutzen dieser »registrierende[n] Konservierung« (Bergmann 1985: 305) bestand darin, dass nicht schon während des Gesprächs ausführliche Protokollierungen vorgenommen werden mussten. Insbesondere bei wenig standardisierten, narrativen Interviews ist dies eine wichtige Ressource, weil hierdurch die Konzentration auf die vom Interviewpartner getätigten Aussagen und das Überlegen von geeigneten Fragen deutlich erleichtert wird.

Im Anschluss wurden die Interviews anhand der Audioaufzeichnungen protokolliert. Die entstandenen Protokolle hielten nicht nur die thematisierten Inhalte fest, sondern auch die subjektiven Eindrücke des Interviewenden bezüglich seines Gesprächspartners und der Gesprächsdynamik im Allgemeinen. Vereinzelt wurden »dichte« Interviewpassagen transkribiert – gemeint sind solche Sequenzen, in denen die Schwerpunkte unseres Forschungsinteresses besonders aufschlussreich problematisiert wurden. In einem weiteren Schritt haben wir diese Passagen aus den Protokollen extrahiert und nach verschiedenen Kategorien sortiert (siehe nachfolgendes Kapitel).⁵²

Im Zentrum dieses Beitrags standen methodologische Reflexionen einer empirischen Untersuchung der Emotion Trauer. Dass dieses Unterfangen aufgrund der spezifischen Ausgangslage diverse Schwierigkeiten bereithält, wurde anhand eigener Felderfahrungen zu zeigen versucht. Zwar gehört die Emotionsforschung nicht gerade zum Kerngeschäft der Soziologie. Eine Disziplin, die sich die Analyse von menschlichem Handeln auf die Fahnen geschrieben hat, kommt indes nicht umhin, auch Emotionen zu berücksichtigen, die Handlungen schließlich sowohl anleiten, als auch aus ihnen hervorgehen.⁵³ Trauer kann somit als Beispiel für weitere Arbeiten dienen, die mit je eigenen Prämissen ähnliche oder ganz andere affektuelle

51 Abgesehen von einer Ausnahme, bei der sich der Interaktionspartner gegen die Aufzeichnung des Interviews aussprach.

52 Eine nähere, auch statistische Implikationen und Korrelationen berücksichtigende Darstellung der Datenauswertung ist in Vorbereitung.

53 Trauer als Gegenstand der Emotionssoziologie wird thematisiert bei Petersen/Jacobsen 2019 und Jakoby 2012. Zu Emotionen und Sozialtheorie im Allgemeinen siehe Schützeichel 2006 und Barbalet 2000. Grundsätzliches zur Emotionssoziologie thematisieren Bericat 2016, Harris 2015, Stets/Turner 2007/2014 sowie Turner/Stets 2005.

Zustände in den Vordergrund rücken. Gerade für eine empirisch (qualitativ) operierende Soziologie, die ihr Potenzial auf diesem Gebiet noch nicht annähernd ausgeschöpft hat, bieten sich hier spannungsreiche Möglichkeiten, ihre Leistungsfähigkeit auch an vermeintlich ›abgeschlossenen‹ Forschungsfeldern aufzuzeigen.

